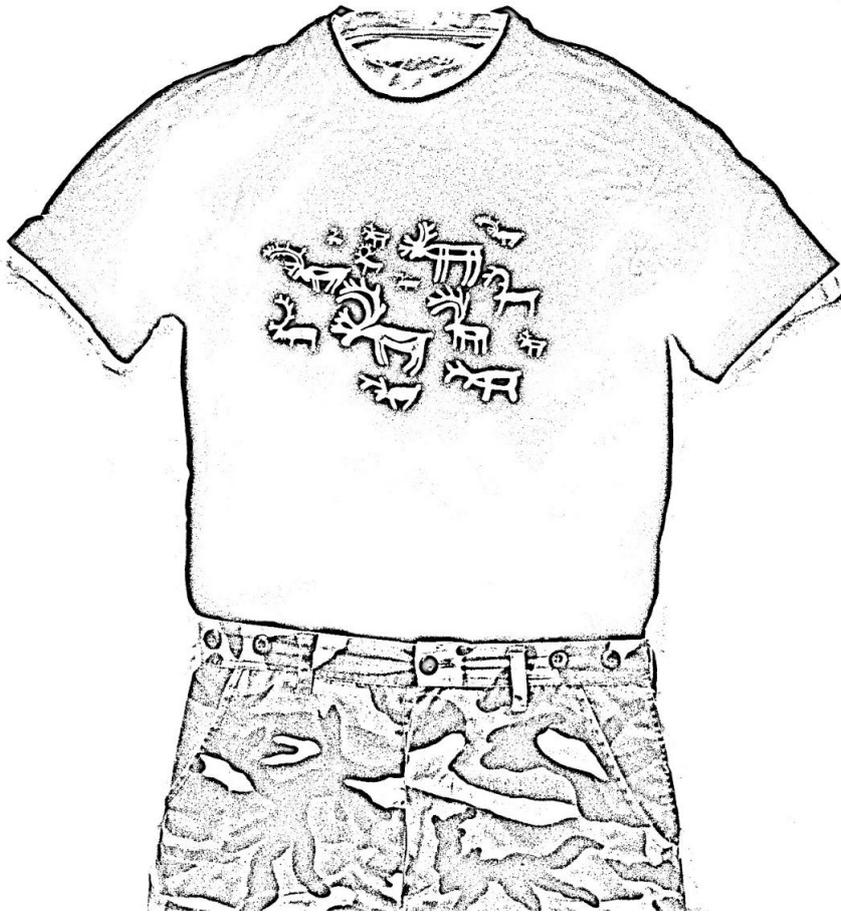


Hajo Seng



Im Signifikantennetz

Hajo Seng

Im Signifikantennetz

2018

zweite Auflage, 2020

Kontakt: autSocial e.V., Nernstweg 32-34, 22765 Hamburg
hajo.seng@autsocial.de
www.hajoseng.de

Inhaltsverzeichnis

Eine zweigeteilte Biographie.....	11
Zweite Haut.....	17
Weltenwechsel.....	19
Die zweite erste Begegnung.....	24
Zeichen der Liebe.....	27
Festgehalten.....	29
Drei Zwillinge.....	32
Schwule und Punks.....	35
Eine Topologie des Selbst.....	45
Signifikantengleiten.....	53
Signifikant des Signifikanten.....	54
Kleiderordnungen.....	61
Der Cocon.....	69
Das Innen außen.....	74
Gehalten und geborgen.....	82
Namen des Selbst.....	85
Eine autistische Konfiguration.....	90
Eine Geburtsgeschichte.....	94
Zwei Welten.....	96
Liebe & Sexualität.....	97
Ein autistischer Körper.....	99
Bewusstsein und Transzendenz.....	101
Das erkennende Universum.....	107
Topologie und Perspektive.....	108
Zeit und Text.....	111
Fundierte Wirklichkeiten.....	115
In der Welt sein.....	120
Anhang.....	125
Kleiderordnung (biographisch).....	127
bis zum Weltenwechsel.....	128
bis zur Abiturkrise.....	132
bis zum Zwillingende.....	136
Jan-Jan und danach.....	140

Zwillinge.....	147
Rüdiger 1975.....	148
Mathias 1978.....	150
Jochen 1981.....	152
Andreas 1986.....	154
Adrian 1988.....	156
Hajo 1990.....	158
Steffan 1996.....	160
Jan (Hans) 2005.....	162
Kleiderordnung (thematisch).....	165
innen und außen.....	166
gut verpackt.....	180
Muster und Tarnung.....	194
Über die Struktur meines Autismus.....	207
Vier Bereiche.....	208
Kleidung.....	210
Der eigene Körper.....	214
Andere Menschen.....	218
Zeichen & Formeln.....	222
Zur Struktur „meines“ Autismus.....	226
Eine Algebra der Namen.....	229
Eigen – Namen – Topologie.....	232
Bilder und Fotos.....	235

In meiner Jugendzeit hatte ich das starke Gefühl, dass mich etwas grundlegend von allen anderen Menschen unterscheidet, mit denen ich zu tun hatte. Dabei hatte ich nicht die geringste Vorstellung, worin genau dieser Unterschied bestehen könnte. Offensichtlich war, dass alle anderen Menschen mühelos im Feld des „Miteinander“, des sozialen Interagierens, zurecht kamen, was mir wie dieses sprichwörtliche „Buch mit sieben Siegeln“ vorkam. Es war als wenn ich mich in einem fremdsprachlichen Kontext bewegte und beim Verständigen improvisieren musste, weil ich die Sprache der anderen nicht sprach. Aber es gab noch einen weiteren Unterschied, der ungleich schwerer zu greifen war, sich mir aber dennoch geradezu aufdrängte: Es musste etwas an der Stelle geben, die gemeint ist, wenn jemand „ich“ sagt, verbunden mit Dingen wie Persönlichkeit und Charakter. Bei mir war diese Stelle leer; da war nichts, nichts, was sich mit Bedeutung füllen ließe. Ich beobachtete diese „Ich-Stelle“ der anderen, ihr „Ich-Sein“, und versuchte es zu imitieren. Am Ende konnte ich es so gut imitieren, dass bisweilen auch für mich die Illusion, über ein solches „ich“ zu verfügen, fast perfekt zu sein scheint. Ein Signifikant ohne Signifikat, der am Ende auf die – alles entscheidende – Leerstelle verweist, die mich so grundlegend von anderen Menschen trennt. An den ich in einem unbewusst bewussten Akt eine Erfahrung setzte, eine Tatsache, die keinen Signifikanten hat, die sich jeglicher Bezeichnung verweigert: Meine Kindheit in einem abgeschlossenen, autistischen Cocon.

Seit meiner Jugendzeit beschäftige ich mich ausgiebig mit philosophischen Fragen, Fragen, die sich versuchen, dem Mysterium anzunähern, was ich als meine Welt erlebte – und zugleich auch als das Etwas, was durch das Pronomen „ich“ bezeichnet wird. Wenig hat mich dabei derartig umgetrieben, wie der Gedanke, der meines Wissens so explizit zuerst von Ferdinand de Saussure formuliert wurde, dass alles das, diese Welt und dieses ich, im Feld der Sprache zu finden ist. Dass es außerhalb der Begriffe keine Bedeutungen geben kann, genauso wenig wie Begriffe außerhalb der Bedeutungen. Umgetrieben hat mich dieser Gedanke, weil er eine Erfahrung darstellt, die ich offenbar mit nur wenigen Menschen teile, zumindest mit nur wenigen sprechenden Menschen: Eine Kindheit, in der ich nicht nur einen direkten Zugang zu dieser außersprachlichen Welt hatte, sondern auch darin wohnte – wenngleich ich auch der sprachlichen Welt sozusagen beiwohnte. Die Welt meiner Kindheit muss ich als ein Kontinuum erlebt haben, indem sich nichts aus dem Strom der

Wahrnehmungen herauslösen und identifizieren ließ, auch nicht ich selbst, ein „ich selbst“, das wie alles andere Teil des Kontinuums der Wahrnehmung war; eine Welt, in der Wahrnehmungen und Gedanken dieselbe Qualität hatten und nahtlos ineinander übergingen. So muss es gewesen sein, so geben meine Erinnerungen Sinn und so erlebe ich mich und meine Welt auch später manchmal, etwa wenn meine Wahrnehmungsverarbeitung überfordert ist und ich einen sogenannten „Overload“ erlebe. Die Erfahrung, wie unvorstellbar – und unmitteilbar – diese Welt ohne Sprache ist, zeigt mir im Umkehrschluss auch, wie tief alles menschliche, die Welt der identifizierbaren Dinge, der Individuen und Lebewesen, wie tief das alles von sprachlichen Strukturen durchdrungen ist. Inzwischen habe ich mich so viel und intensiv mit diesen Gedanken und den Konsequenzen beschäftigt, dass ich mich manchmal dabei erwische, wie ich die Seminar Mitschriften von Jacques Lacan wie Abenteuerromane „herunterlese“. Aber manchmal muss ich innehalten, wenn ich meine Gedanken während einem Spaziergang treiben lasse, weil sich mir diese unvorstellbare Tragweite und Dimensionalität dieser grundlegenden Erkenntnis im Bewusstsein öffnet. Einen Spalt nur, der aber genügt, mich so zu überwältigen, dass ich aufpassen muss, darüber mein, dieses, Bewusstsein nicht zu verlieren.

Der Text hier ist für mich eine Expedition in diesen Bereich, in den Bereich der sprachlichen Durchdringung, auf der Suche nach den Wegmarken, die meine Welt und ihre Grenzen abstecken. Diese Wegmarken sind selbstverständlich sprachlicher Natur, es sind Signifikanten, beziehungsweise können als solche bezeichnet werden: Begriffe, Zeichen, Laute und Bedeutungen zugleich.

Eine zweigeteilte Biographie

Es war ungefähr in meiner Abiturzeit, als ich realisierte, dass sich meine Biographie, die Erinnerungen an mein Leben deutlich von denen anderer Menschen unterscheiden. Erinnerungen, die so geartet sind, dass sie sich zeitlich, örtlich oder situativ einordnen lassen, dass es mir möglich ist zu sagen, das war zu dieser Zeit, an jenem Ort oder in jener Situation, habe ich seit einem Alter von elf oder zwölf Jahren. Diese Grenze lässt sich nicht so genau bestimmen, aber ich habe wenige vage Erinnerungen an das erste Gymnasialjahr, die ich, wenn auch nur mit Mühe, einordnen kann. Die Erinnerungen, die ich an die Zeit davor habe, sind nicht nur rar, sondern auch so geartet, dass sie Zeit und Raum enthoben zu sein scheinen; sie haben einen mehr oder weniger ausgeprägten synästhetischen Charakter und zeigen Details, einen Ausschnitt einer Blüte etwa, ein Segment einer Wunde, verbunden mit Geräuschen, Stimmenfragmenten, Gerüchen und Geschmäckern. Sie gehören keiner Situation an, sondern bestehen für sich, isoliert und ohne Zusammenhänge. Vor allen Dingen gibt es in diesen Erinnerungen keine Menschen, keine Kinder, keine Erwachsenen, weder Bruder noch Eltern. Gemäß meinen Erinnerungen war ich in der Welt meiner Kindheit alleine, das einzige Wesen meiner Art.

Die spärlichen Erinnerungen meiner Kindheit tauchten nach und nach auf, nachdem ich in meiner Abiturzeit anfang, mich für sie zu interessieren. Zusammen mit den ebenfalls spärlichen Kindheitsschilderungen meiner Eltern ergeben sie schließlich ein unvollständiges Bild, das aber dennoch die ein oder anderen Aspekte meiner Kindheit erkennen lassen. Von den Erzählungen meiner Eltern gibt es zwei Bilder, die ich als charakteristisch ansehe. Das eine Bild stammt aus der Zeit meiner frühen Kindheit, als ich meine Zeit noch im Kinderwagen verbrachte. Mein Vater war zu dieser Zeit Zöllner an der Schweizer Grenze und hatte einen Hund, einen Diensthund. Der Hund, den er in der Zeit meiner Geburt und danach hatte, hieß Samson und war als besonders „scharf“ bekannt. Meine Mutter hatte Angst vor ihm und außer meinem Vater gehorchte er keinem Menschen. Das Bild, das aus den Schilderungen meiner Mutter stammt, ist das eines Kindes im Kinderwagen, das stundenlang ruhig darin lag, während der Hund es bewachte, sodass außer mein Vater niemand in seine Nähe kommen konnte. Den Schilderungen meiner Eltern nach zu urteilen war ich ein sehr genügsames Kind, das sich am liebsten mit sich selbst beschäftigte und eben stundenlang im Kinderwagen liegen konnte. Ich mochte später auch nicht von meinen Eltern angefasst oder gar getragen werden; mir ging es gut, wenn ich alleine war. Das zweite Bild be-

trifft meine Zeit im Kindergarten. Ich ging selbst in den Kindergarten, den meine Eltern nicht mochten, weil er eine katholische Ausrichtung hatte. Meine Mutter wusste, dass ich oft gar nicht in den Kindergarten ging, sondern statt dessen den Tag in der Natur, in den Wiesen und Feldern, verbrachte. Ich simulierte dabei wohl den Gang in den Kindergarten, indem ich zur richtigen Zeit wieder nach Hause kam und von meinen Alternativaktivitäten nichts erzählte. Ein Kind, das am liebsten alleine war, über Felder und Wiesen lief und sich mit Tieren unterhielt, das war ich.

Eines der deutlichsten Erinnerungsbilder aus meiner Kindheit zeigt mich selbst, wie ich auf einem Haufen Pflastersteine sitze, mit denen offenbar der Weg, auf dem sie lagen, gepflastert werden sollte. Ich sehe mich da aus einer Perspektive etwa eineinhalb bis zwei Meter schräg über mir, blicke also von oben auf mich herab. Wie durch ein Vergrößerungsglas sehe ich, wie mir Tränen aus den Augen rinnen. Es ist eines der wenigen Bilder aus meiner Kindheit, in dem ein Mensch zu sehen ist: ich selbst von außen. Insgesamt sind meine Kindheitserinnerungen davon geprägt, dass der Fluchtpunkt der Wahrnehmung sich nicht wirklich bestimmen lässt; wie gotische Malereien wirken sie perspektivisch verzerrt, oft vergrößert, manchmal vergrößert und verkleinert zugleich. Neben dem Fluchtpunkt, dem „ich“, fehlt in diesen Erinnerungen auch die Zeit; sie sind quasi Standbilder, häufig synästhetisch mit bestimmten Klängen oder Gerüchen verbunden, die sich zeitlich nicht einordnen lassen. Keine Menschen, kein „ich“, keine Zeit; unverbunden, fragmentartige Inseln im Kontinuum des Wahrgenommenen; so sind meine Kindheitserinnerungen, so war wohl auch meine Kindheit.

Vom Schäferhund des Vaters bewacht, sodass niemand dem Kinderwagen nahe kommen kann.

Alleine durch Felder und Wiesen streifen anstatt im Kindergarten mit anderen Kindern zu spielen.

Von schräg oben gesehen auf einem Steinhaufen sitzend; wie durch eine Lupe geraten Tränen in den Fokus.

Keine Menschen, keine Ich-Perspektive, keine Zeit: Fragmentierte Erinnerungen an ein Kontinuum des Wahrnehmens.

Bereits als Kind hatte ich ein besonderes Verhältnis zu Zeichen, Buchstaben und Zahlen. Meine Eltern erzählten mir, dass ich bereits als kleines Kind, kaum

dass ich laufen konnte, Bücher als Lieblingsspielzeug hatte. Mich zogen diese Dinge in den Bann, mit denen die Bücher gefüllt waren, die Buchstaben. Ich studierte sie und lernte auf diese Weise auch das Lesen und das Schreiben; meine Eltern sagten, es wäre ihnen ein Rätsel, wie ich das im Vorschulalter gelernt hatte. Ganz besonders mochte ich die Zahlen; mit ihren Rechenoperationen waren sie so klar und ihre Symmetrien begeisterten mich regelrecht. Um genau zu sein, weiß ich das alles gar nicht, ich kann mich an derart konkrete Dinge nicht erinnern, nicht in meiner Kindheit. Es sind Rekonstruktionen, basierend auf den Reflexionen über meine Biographie, die ich seit meiner Jugend verfolge und den Erzählungen meiner Eltern. Aber es sind Rekonstruktionen, die mit der Zeit sehr gründlich auf Plausibilität hin geprüft wurden. Die Zahlen mit ihren Operationen und dadurch vermittelten Symmetrien waren eine Welt, die mir offen stand, ganz anders als etwa die Welt der Menschen. Sie lud mich ein, in sie einzutauchen, sie zu erforschen und mit allen Sinnen zu erfahren, um am Ende mich selbst in ihr wiederzufinden: Die Welt der Zahlen und Zeichen war meine Welt, meine innere Welt, wo ich zu Hause war, wo ich mich zu recht finden konnte und vor allen Dingen nicht alleine war.

Ich hatte diese Vorliebe zu Zeichen lange Zeit wie ein „klassisches“ Spezialinteresse entwickelt, Formeln erstellt, um das Innenleben anderer Menschen zu berechnen, oder Schriftzeichen erfunden. Ich hatte dann zwei Anläufe, um Mathematik zu studieren. Beim zweiten Studienanlauf, den ich mit 27 Jahren begonnen hatte, wurde mir deutlich, dass ich, meine Psyche, sich in der Mathematik abbildete. Das wurde begleitet von Auseinandersetzungen mit Philosophien, die menschliches Denken weitgehend mit sprachlichem Denken gleichsetzten. Das Denken, in dem ich mich zu jener Zeit zu Hause fühlte, war aber nicht sprachlich; es bestand aus Wahrnehmungsinhalten, die einen synästhetischen Charakter hatten und sich nicht in Begriffe übersetzen ließen. Solche Inhalte, ein solches Denken, ist kontinuierlich und fragmentiert zugleich. Das, was ich als mein „ich“ wahrnahm, meine Verankerung in meiner sozialen Umwelt dagegen zeigte sich durch und durch als sprachlich strukturiert. Insbesondere auch die Art und Weise der Vernetzung der nichtsprachlichen Fragmente des Wahrnehmungskontinuums. Diese Fragmente und die fragmentierten Perspektiven, die das „ich“ bilden, das sich im Fluchtpunkt dieser Wahrnehmungen wähnt, beziehen sich in einer Weise aufeinander, die sich mit Mitteln der Mathematik darstellen lässt, die durch und durch mathematisch ist. Die Mathema-

tik stellt genau diesen ordnenden und strukturierenden Aspekt der Sprache dar: In ihr wird erforscht, wie Zeichen sich aufeinander beziehen, welche Strukturen sie dabei bilden und welche ansonsten verborgenen Aspekte der Wirklichkeit dabei zum Vorschein kommen. Sie hilft mir, mich selbst zu verstehen, wie jenes „selbst“ das Wahrgenommene strukturiert und wie sich darin die Wirklichkeit, die Welt, abbildet.

Ein zentrales Moment bilden dabei die fundamentalen Dualitäten, die in der Mathematik zum Vorschein kommen, die Dualität von Objekt und Struktur etwa oder die von Zeichen und Bild. Sie bilden die Grundlagen eines mathematischen Denkens, das genau in dem Übergang zwischen diesen Dualitäten, in ihrer Komplementarität, Wirklichkeit erfahren kann, in einem Bereich des Denkens, in dem nichts und alles, Moment und Ewigkeit, zusammentreffen. Die Komplementarität zweier Aspekte bedeutet, dass beide Aspekte notwendig sind, um die entsprechende Wirklichkeitserfahrung abzubilden und damit wahrnehmbar zu machen, aber nie beide zugleich wahrgenommen werden können. Komplementäre Strukturen setzen sich einer Gleichzeitigkeit entgegen und bilden das, was als Zeit wahrgenommen werden kann. In dieser Komplementarität von Text und Bild bildet sich auch eine Grundstruktur ab, die zum einen als eine bestimmte Form von Logik erscheint, zum anderen als eine bestimmte Struktur des Raumes, als eine Topologie. Die Logik ist dabei eine, die sich nicht geschlossen auflösen lässt; sie bedarf kommunikativer Akte und somit der Zeit, um sich sukzessive, Schritt für Schritt, aufzulösen. Die dazu passende Topologie ist die einer einseitigen Fläche, wie sie etwa durch das sogenannte Möbiusband oder die Kleinsche Flasche dargestellt werden kann. Die Logik, die sprachlich vermittelte Grundstruktur, bildet damit ein Werkzeug, das Innen und Außen nicht nur verbindet, sondern als identisch zeigt. Sie wirkt wie ein Hohlspiegel, der das Spiegelbild in die originäre Wirklichkeit projiziert und von dieser ununterscheidbar macht.

Es ist mir immer schwer gefallen, mich von meiner Umwelt abzugrenzen und so etwas wie eine Identität wahrzunehmen, die mich aus dem Kontinuum meiner Wahrnehmungen herauslöst. Es gibt für mich immer beides, dieses „ich“, das sich in einem logischen Akt den eigenen Wahrnehmungen gegenüberstellt, einer Logik allerdings, die nie zu einer Auflösung führt, sondern immer wieder von neuem dargestellt werden muss. Und das Kontinuum des Wahrnehmens, in dem jede Bewegung nach außen zugleich eine nach innen ist, in dem sich

nichts herauslösen lässt, sondern jeder Versuch des Identifizierens sogleich zu einer völligen Fragmentierung des Wahrgenommenen führt. Erst in meinen Auseinandersetzungen mit meinem Autismus ist mir klar geworden, dass die meisten Menschen nicht beide Aspekte getrennt wahrnehmen, als getrennt und zusammen, eben komplementär. Der Übergang, den ich in meiner Kindheit vollzogen hatte, bestand genau darin, diese beiden Aspekte der Welt, in der ich lebe, aufeinander zu beziehen, den sprachlich strukturierten, in dem es Begriffe und Bedeutungen gibt, Mitteilungen und ein „ich“, das sich mitteilen kann, und den der (noch) unstrukturierten Wahrnehmung, dem beständigen Fließen, in dem es keine Unterscheidung zwischen innen und außen gibt. Diesen beiden Wirklichkeiten entsprechen die beiden Welten, in denen ich lebe, die autistische Welt, in der es keine Menschen gibt, genauso wenig wie Objekte, Begriffe oder Bedeutungen, und der Welt der Menschen, die vollständig eingebettet erscheint in einem Kosmos sprachlicher Strukturen. Die Quelle meines Denkens, wie der Fluchtpunkt, den ich als mein „selbst“ zu erkennen in der Lage bin, befinden sich genau dort, wo die Frage hinzielt, was mich im Alter von zehn bis zwölf Jahren veranlasst hat, das Wahrnehmungskontinuum meiner Kindheit zu verlassen und mich in den sprachlichen Kosmos zu begeben. Das muss mit der Faszination zu tun haben, die Zeichen und Zahlen bereits in meiner frühen Kindheit auf mich ausgeübt haben.

Es muss nach meiner Einschulung gewesen sein, im Alter von sieben oder acht Jahren, da gab es ein Ereignis, einen Moment, der sich von meinem sonstigen Erleben deutlich unterschied und dann noch lange nachwirkte. In meiner Erinnerung ist er in einer seltsamen Dualität schemenhaft vorhanden, die ich mir nicht erklären kann. Es ist, so meine Deutung, das erste Mal, dass ich ein Gesicht wahrgenommen habe. Selbstverständlich hatte ich auch früher Gesichter gesehen, ich bin ja unter Menschen aufgewachsen. Diese Gesichter unterschieden sich in ihrer Qualität allerdings in keiner Weise von anderen Gegenständen, sie waren eines von vielen, von sehr vielen Dingen, die in meiner Welt vorkamen. Dieses Gesicht aber war anders, völlig anders; es ist schwer zu beschreiben, es war eine von mir bis dahin unbekannte Qualität der Wahrnehmung eines Gesichts. Eine Wahrnehmung, die mir zeigte, dieses Wesen, das ich da sah, ist eines wie ich und nicht eines dieser vielen Wesen, die mich ansonsten umgaben, Eidechsen, Schnecken, Eltern, Kinder; es war eines wie ich. Ich kann dieses Gesicht nach wie vor mit einer fast surrealen Deutlichkeit erin-

nen, in meinem Innern wahrnehmen, aber nicht so, dass ich darin eine andere Person wiedererkennen könnte. Es ist vielmehr ein Spüren in meinem Innern, ein Spüren der Abdrücke, die es hinterlassen hat. Auch dieser Moment hat in seiner Dualität Spuren in meinem Innern hinterlassen, die ich deutlich spüren kann und tatsächlich auch bis zu einem gewissen Grad rekonstruieren. Dieses Ereignis katapultierte mich einige Jahre später, im Alter von zehn bis zwölf Jahren, in die Welt der Menschen – versehen mit der Aufgabe, dieses Gesicht, den Menschen, dem es gehörte, wiederzufinden.

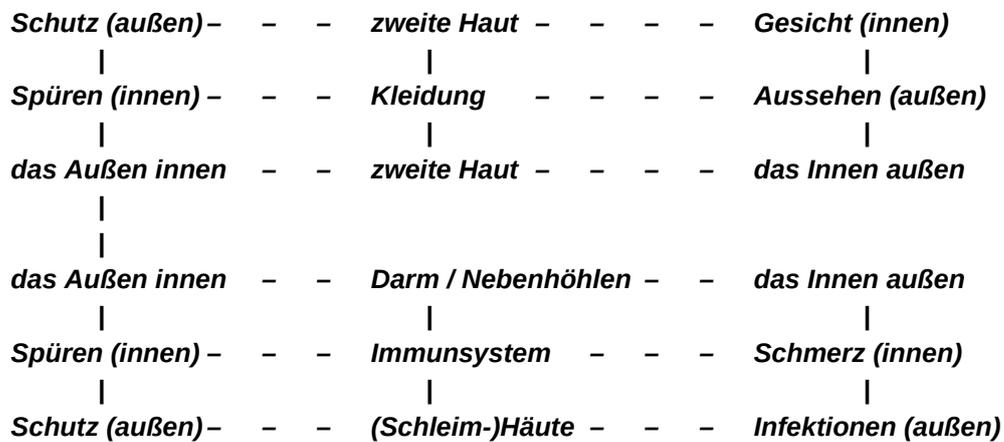
Nach diesem Übergang wurde mir sofort klar, dass meine Welt mit der der anderen Menschen, insbesondere auch mit der der anderen Kinder, nicht kompatibel war. Es war nicht zu übersehen, dass die anderen Menschen ihre Welt anders wahrnahmen, anders über sie nachdachten und auch andere Interessen hatten; die Unterschiede waren so groß, dass ich keine Idee hatte, wie ich da anknüpfen konnte. Ich war besessen von dem Gedanken, dass es irgendwo Menschen geben musste, die so wie ich waren, die so wie ich wahrnahmen und dachten, und mit denen ich in einen echten, funktionierenden Kontakt treten konnte. Doch wie sollte ich solche Menschen finden? Ich versuchte, Formeln zu entwickeln, mit denen ich berechnen konnte, wie weit andere Lebewesen von mir entfernt waren und wie gut es gelingen konnte, mit ihnen in Kontakt zu treten. Es war mir aber klar, dass es Faktoren geben musste, die für solche Berechnungen essentiell waren, die ich aber nicht kannte. Daher war ich überzeugt, dass es Zeichen geben musste, an denen ich Menschen, die mir nahe sein konnten, erkennen würde. Diese Zeichen mussten etwas mit meinem Übergang zu tun haben, mit diesem Gesicht, das ich wenige Jahre zuvor gesehen hatte, und überhaupt damit, in zwei Welten zu leben, die sich so sehr voneinander unterschieden, dass es unmöglich schien, irgendeine Verbindung zwischen ihnen herzustellen. All das gelang noch nicht einmal ansatzweise. Was blieb war ein tiefes und immer tiefer werdendes Gefühl der Isolation, einer Isolation, die einher ging mit einer Entfremdung von meinem „selbst“, das ich als einen verlorenen Zwilling wahrnahm. Die verlorene autistische Welt meiner Kindheit, der Begriff, der auf eine Leerstelle verwies, auf einen Platz, der meinem Zwilling vorbehalten war.

Zweite Haut

Es gibt etwas, was für mich die Grenze zwischen Innen- und Außenwelt, den Rand meines Inneren und des Äußeren, so gut wie nichts anderes verkörpert: meine Kleidung. Während meine Haut als Teil meines Körpers zu meiner Innenwelt gehört, hat die Kleidung etwas, was sie zu einer Grenze macht: eine Innen- und eine Außenseite. Die Innenseite hält über die Haut den Kontakt zu meinem Körper, ich spüre die Stoffe, die weich sind oder kratzen, die an manchen Stellen auch drücken oder andere irritierende Gefühle veranlassen können. Wenn sie richtig gewählt ist, ist die Innenseite auch angemessen temperiert, ansonsten spürt die Haut durch Kälte- oder Wärmeeindrücke die Außenwelt durch die Kleidung eindringen. Nach außen zeigt die Kleidung die Gestalt meines Körpers, das Gesicht meines Ichs, meiner Innenwelt. Die Kleidung zeigt dabei das Gesicht meiner Innenwelt in einer Weise, die anderen Menschen kompatibel erscheint und ihre Erwartungen widerspiegelt. Sie kann mit einer Sprache verglichen werden, die das Repertoire darstellt, innerhalb dessen sich mein Innenleben Ausdruck verleihen kann. Sie steht damit nicht nur an der Schnittstelle mit meinem Körper, der über die Organe der Haut eine Außenwelt spürt, vor allen Dingen auch die Kleidung als Außenwelt spürt, und die Innenwelt nach außen darstellt. Sie bildet auch eine Schnittstelle zwischen den Zeichen meiner Innenwelt, meiner Sehnsüchte und Bedürfnisse, und den Erwartungen einer Außenwelt. Sie ist maßgeblich an der Konstruktion und beständigen Rekonstruktion meines Selbst beteiligt, das sich durch sie veräußert. Insbesondere leistet sie dies, indem sie zwischen der Wahrnehmung meines Körpers von innen, im Wesentlichen durch die Haut, und seiner Wahrnehmung von außen als sprachliches System vermittelt.

Neben der Kleidung gibt es auch andere Schnittstellen zwischen den Welten, vor allen Dingen auch mein Immunsystem. Die Randflächen zwischen meiner Innen- und Außenwelt sind zugleich auch die Stellen meiner größten Verwundbarkeit; nicht alle können wie meine Haut eine Kleidung als äußeren Schutz genießen. In meiner Biographie treten da insbesondere mein Darm, meine Nebenhöhlen und damit eng verbunden mein Immunsystem in Erscheinung. Ich habe lange gebraucht, um zu entdecken, wie sie miteinander zusammenhängen und wiederum in eine sprachliche Struktur eingebettet sind, in der Sprache, in der sich das Leben ausdrückt, den Genen und den Eiweißstrukturen,

die Individuum und Umwelt eng ineinander verzahnen. Sie bilden auf biologischer Ebene das ab, was meine Kleidung auf kultureller Ebene abbildet. Das Innen und das Außen meiner biographischen Erfahrung, biologisch wie kulturell, sind füreinander durchlässig, durchdringen einander und sind gerade deswegen zugleich deutlich und strikt voneinander getrennt. In diesem existenziellen und unauflösbaren Widerspruch zeigt sich die Unmöglichkeit des „Ichs“, des „Selbstseins“, das den Horizont bildet, innerhalb dessen meine Biographie in Erscheinung tritt. Eine Unmöglichkeit, die sich über mein Immunsystem in meinen Körper einschreibt und sich in meiner Kleidung als Spagat zwischen meiner Selbstwahrnehmung und dem ausdrückt, was andere Menschen durch sie hindurch vermittelt in mir sehen.



Weltenwechsel

Es gibt zwei Erinnerungen an jenes erste Gesicht, das als Vorahnung meinen Kontakt zur Welt der Menschen markiert. Dieses Gesicht und meine Erinnerungen daran erhielten ihre volle Bedeutung erst, als es zu Wiederbegegnungen mit diesem Gesicht gekommen war. Es waren aber keine Wiederbegegnung mit dem konkreten Menschen, dem Jungen, dem dieses Gesicht gehörte. Vermutlich waren es zwei solche Begegnungen mit zwei verschiedenen jungen Menschen, die zeitlich eng beieinander lagen. Sie überlagern sich in meinen Erinnerungen aber derart, dass es sinnvoller ist, von einem Jungen und einer Begegnung in zwei Aspekten zu schreiben. Es waren Wiederbegegnungen mit den Zeichen, die ich darin erkannte, und damit Begegnungen mit Menschen, in denen ich das Potenzial erkannte, eine Brücke zwischen den beiden Welten in mir und damit auch zwischen mir und den anderen Menschen zu sein. Die Zeichen bestanden wesentlich aus der Kleidung des Jungen, der mir so verheißungsvoll in Erinnerung geblieben war. Zwei verschiedene Zeichen, zwei verschiedene Kleidungsaspekte und zwei verschiedene Wiederbegegnungen. Die erste Wiederbegegnung hatte ich gleich nachdem ich mich der Welt der Menschen öffnete mit zwölf Jahren; die zweite etwa zwei Jahre später. Mit der Erinnerung an das Gesicht, die bei der zweiten Wiederbegegnung aktiviert wurde, werde ich beginnen.

Die Erinnerung an das Gesicht lässt vor mir einen Jungen auftauchen, wie aus dem Nichts, der etwas älter gewesen sein musste als ich selbst. Mein Blick fiel zuerst auf die Kapuze, die der Junge auf hatte, dann auf die Mütze, die er darunter trug. Ich spürte mich selbst, eingepackt in einen dicken Anorak mit Mütze und Kapuze auf, und fühlte mich unmittelbar wohl, geborgen, zu Hause. Als Kind hatte ich nie Mütze oder Kapuze auf dem Kopf; zumindest nicht auf den Bildern, die ich aus meiner Kindheit kenne; ich hatte noch nicht einmal eine Jacke mit Kapuze. Von meinen Eltern weiß ich, dass mir Kälte nichts ausmachte und ich sogar bei kalten Temperaturen im Freien badete. Während ich diesen Jungen betrachtete, versuchte ich mir vorzustellen, in seiner Kleidung zu stecken, in seinem Anorak mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf. Es fühlte sich ausgesprochen gut an, geschützt, geborgen und abgeschirmt, genauso wie die Welt, in der ich bis dahin gelebt hatte. Dabei spürte ich mich, wie er sich spüren musste, spürte ich ihn als wäre er ich – und plötzlich erschien vor mir etwas,

was ich bis dahin noch nie gesehen hatte: ein Gesicht, in einer Art und Weise, wie ich bis dahin noch nie ein Gesicht gesehen hatte. Ich kann mich nicht erinnern, jemals auf diese Weise ein Gesicht gesehen zu haben. Das Gesicht des Jungen überlagert sich mit meinem Gesicht; ich kann nicht sagen, ob ich sein Gesicht durch meine Augen oder mein Gesicht durch seine Augen gesehen habe. In meiner Erinnerung wirkt es eher wie mein Gesicht durch seine Augen – irgendwie. Ich hörte dann eine Stimme, die nur meine gewesen sein konnte, etwas sagen wie, „Du hast aber einen komischen Anorak“. Dann verschwand es wieder in der Anonymität der Dinge und Wesen um mich herum, das Gesicht, das eingepackt in Mütze und Kapuze mich meine Heimat spüren ließ und mir etwas aus meiner Welt da draußen in der Fremde zeigte. Dass ich so etwas finden konnte, etwas von mir in dieser fremdartigen Welt, in der ich lebte, war völlig überraschend. Es dauerte dann noch einige Jahre, bis ich dieses Erlebnis, diesen Moment, mehr war es ja nicht, so einordnen konnte, dass es mir tatsächlich – wie versprochen – einen Zugang zur Welt der Menschen öffnete.

Dieser Zugang war allerdings von vorne herein kein einfacher Zugang, nicht nur weil ich sofort merkte, dass sich die anderen Menschen, in deren Welt ich mich nun bewegte, von mir sehr deutlich unterschieden. Diese Unterschiede waren mit dem Übergang zu einem Problem geworden. Vorher hatte ich sie gar nicht wahrgenommen, weil sie für mich selbstverständlich waren, so wie die Unterschiede zwischen mir und Eidechsen oder Schnecken. Danach aber hatte ich die Erwartung, dass mich etwas mit diesen anderen Menschen verbinden, stärker als mit Tieren; so ein Gefühl stellte sich nicht so leicht ein. Statt dessen hatte ich nun das Gefühl, wie unter einer Glasglocke zu leben, von einer unsichtbaren aber deutlich spürbaren Wand umgeben zu sein, die mich von den anderen Menschen trennt. Selbst meine Stimme hörte sich so an, als würde sie von einer solchen unsichtbaren Wand zurückgeworfen. Als ich noch völlig alleine war in meiner Welt, war sie weit, grenzenlos, voller faszinierender Wesen, zu denen die Menschen, die anderen Kinder etwa aus dem Wohnblock, genauso dazu gehörten wie die Eidechsen oder die Schnecken – das waren meine Lieblingstiere. Nachdem ich meine autistische Welt ohne Menschen verlassen hatte, um zu den Menschen zu kommen, fühlte es sich plötzlich an, als steckte ich in einem Taucheranzug, durch den betrachtet die Menschen weiter entfernt erschienen, als sie jemals waren.

Es muss im Winter meines vierzehnten Geburtstags gewesen sein, als ich meinen Parka bekommen hatte, eine Jacke mit einer richtigen, gefütterten Kapuze, so wie sie der Junge gehabt haben musste, der mir viele Jahre zuvor erschienen war. Ich war nicht der Erste an der Schule mit einem solchen Parka, die zu jener Zeit fast schon eine Mode waren. Diese Jacken mit den gefütterten Kapuzen faszinierten mich, weil sie mich an jenes Gesicht erinnerten, dem ich als Kind begegnet war; bereits wenn ich eine davon sah, spürte ich, wie es sein musste, darin mit der Kapuze auf dem Kopf eingepackt zu sein. Als ich den Parka bekam, war er mein liebstes Kleidungsstück. Ich war schon damals gerne draußen, besonders im Wald und im Winter. Dabei diesen Parka zu tragen mit der Kapuze aufgesetzt war es etwas ganz besonderes. Das war ein Stück Heimat, eine Expedition in den Cocon meiner Kindheit, eingepackt in der Weite der menschenleeren Landschaften, Felder und Wälder. Im darauf folgenden Winter kam ein Mitschüler, der bis zum vorangegangenen Schuljahr in meine Klasse ging, mit einem dick wattierten Anorak in die Schule. Ich hatte schon vorher eine Ahnung, dass er einer dieser besonderen Jungs sein musste, die mir so ähnlich sind, dass sich diese Barriere, die ich zwischen anderen Menschen und mir verspürte, überwinden lassen musste. Sein Anorak hatte eine große Kapuze und ich konnte kurze Zeit später beobachten, dass der Junge morgens, wenn er zur Schule kam, manchmal die Kapuze auf hatte – über einer Mütze. Als ich das sah, kam mir die Erinnerung an den Jungen, den ich einige Jahre zuvor als Kind mit Mütze und Kapuze gesehen hatte, so deutlich in den Sinn, als würde dieser Junge vor mir stehen. Aus meiner Ahnung wurde eine Sicherheit: Er war es, den ich suchte, er musste es sein. Mütze und Kapuze hatte ich bis dahin nur selten zusammen auf und nur, wenn ich alleine draußen war; ansonsten trug ich meistens eine Mütze ohne Kapuze darüber oder hatte manchmal auch nur die Kapuze auf. Nachdem ich meinen ehemaligen Klassenkameraden in seinem neuen Anorak gesehen hatte, zog ich mir auf dem Schulweg selbst auch öfter die Kapuze über die Mütze, manchmal sogar während der großen Pause auf dem Schulhof.

Auch wenn ich den Cocon meiner Kindheit verlassen habe, trage ich ihn immer mit mir, als mein Rückzugsbereich, eine Welt tief in mir, zu der niemand sonst Zutritt hat. Er ist der Schutz geblieben, der er in meiner Kindheit war, aber mit dem Übergang in die Welt der Menschen war er zugleich auch zu jener Glasglocke geworden, die ich seither um mich herum wahrnehme – mal deutlicher

wie in meiner Jugend, mal weniger deutlich wie jetzt. Von Beginn an, seit ich ihn verlassen hatte, hatte ich diesen Zusammenhang gesehen zwischen meiner autistischen Heimat und der Isolation. Es war, als hätte ich den Cocon meiner Kindheit bei diesem Übergang mitgenommen, als wäre dieser Übergang kein wirklicher Übergang gewesen, sondern das Wahrnehmen einer Welt jenseits des Cocons. Jenes Gesicht, das Gesicht jenes Jungen in dem Anorak mit Mütze und Kapuze, das so unvermittelt in meine Kindheitswelt einbrach, war dann der Blick in diese andere Welt mit Menschen, die aussahen, wie ich mich gesehen hatte; ein Blick nach draußen, der zugleich einer nach drinnen war.

Lange Zeit glaubte ich, dass ich in meiner Kindheit Dinge erlebt haben musste, die ich nicht verarbeiten konnte, dass es eine schwierige und traumatische Kindheit war – ohne auch nur zu ahnen, was genau das Schwierige und Traumatisierende gewesen sein könnte. Aber ich realisierte schließlich, dass ich mich da täuschte; ich realisierte es, als mir klar wurde, dass ich autistisch bin. Meine Kindheit muss im Gegenteil eine ziemlich geschützte gewesen sein, da ich ja in meinem Cocon lebte, das heißt im Wesentlichen in meinen Innenwelten, wo ich zu Hause war; da passte ich hinein und da gehörte ich hin. Dieser Cocon musste eine gute Umgebung für meine Entwicklung gewesen sein, denn obwohl ich erst spät, mit Anfang dreißig realisierte, autistisch zu sein, habe ich einen guten Kontakt zu den spezifisch autistischen Aspekten meines Denkens entwickeln können. Ich habe sogar schon den Gedanken entwickelt, dass gerade die Tatsache, dass ich meine Kindheit in einer weitgehend abgeschlossenen, eigenen Welt lebte – selbstgenügsam (im wörtlichen Sinne) und introvertiert, die Entwicklung meines autistischen Denkens und der damit verbundenen Stärken gefördert hatte.

Zum Problem wurde das alles in meiner Wahrnehmung erst bei der Kontaktaufnahme mit der Welt der Menschen. Es war der Gedanke, dort draußen könnte es einen anderen Menschen geben, der so wie ich war und mit dem ich deshalb in einen Kontakt treten könnte. Es kam zugleich: Die Idee, dass es weitere Wesen wie mich geben könnte, und das Gefühl, einsam und isoliert zu sein. Der Cocon, der einmal meine Welt war, wurde transparent, zu einer Art Glasglocke. Diese Assoziation hatte ich bereits in meiner Jugend; sie beschrieb sehr treffend dieses Lebensgefühl. Es ging ja so weit, dass ich das Echo hören konnte, das diese Glasglocke zurück warf, wenn ich sprach. Oft betrachtete ich meine Umwelt wie ein Theater und wünschte mir, auch einmal ein Schauspieler

zu werden und „da draußen“ zu sein. Der Wunsch, diese Isolation zu überwinden, war immens und trieb mich zur Beschäftigung mit Psychologie, Mathematik, Philosophie und vor allen Dingen auch mit den Menschen. Was sind denn genau die Unterschiede zwischen den Welten, in denen wir leben? Haben sie auch das Gefühl, unter einer mentalen Glasglocke zu leben? Woran kann ich jemanden erkennen, der in derselben oder wenigstens in einer ähnlichen Welt lebt wie ich? Wie nehmen Menschen überhaupt Kontakt miteinander auf? Der Antrieb, den ich durch dieses Bedürfnis, diesen Drang geradezu, meine Isolation zu überwinden, erfuhr, war enorm. Er löste mein Problem nicht ansatzweise, aber er führte dazu, dass ich mich nicht nur intensiv mit dieser äußeren Welt beschäftigte, sondern auch einige Kompetenzen erwarb, mich in ihr zu bewegen.

Meine Heimat aber, meine innere Welt, hätte ich am liebsten vernachlässigt oder ganz vergessen, aber dafür war sie viel zu dominant. Statt dessen versuchte ich, sie zu bekämpfen oder wenigstens zurückzudrängen. Das funktionierte natürlich nicht und führte dazu, dass ich häufig Wahrnehmungsüberforderungen erlebte, ständig psychosomatische Krankheiten hatte und Depressionen entwickelte. Erst als mir in meinen Dreißigern klar wurde, dass ich autistisch bin, begann ich, mein Verhältnis zu meiner Innenwelt zu ändern. Dabei entdeckte ich darin auch nach und nach nicht nur die Stärken und Potenziale, die mit ihr verbunden sind, sondern auch ihre Schönheit. Die Schönheit genau dieser Isolation, die – wie ich entdeckte – eben auch Verbundenheit bedeutet: Es ist die Schönheit, um ein Bild dafür zu skizzieren, einer nordskandinavischen Landschaft, die Schönheit und Kraft, die von der Abgeschiedenheit dieser Landschaft und zugleich der Verbundenheit mit ihr ausgeht.

<i>schutzlos</i>	-	-	-	<i>Kindheit</i>	-	<i>Schutz</i>
<i>Heimat</i>	-	-	-	<i>Cocon</i>	-	<i>Mütze und Kapuze</i>
<i>menschenleer</i>	-	-		<i>Isolation</i>	-	<i>Der Andere</i>

Die zweite erste Begegnung

Die zweite Erinnerung an dieses ursprüngliche Gesicht, das die Welt der Menschen in den abgeschlossenen Cocon holte, oder projizierte, in dem ich als Kind lebte, ist ebenfalls in der Zeit angesiedelt, in der ich sieben oder acht Jahre alt war. In meiner Erinnerung ist es derselbe Junge wie der, den ich mit Mütze und Kapuze gesehen habe, allerdings anders gekleidet, ohne Anorak und statt dessen mit einem Hemd und einem Rollkragenpullover darunter. Für mich war es damals üblich, ein Hemd unter einem Pullover zu tragen und nicht darüber; es gab in der Kleidung eine klare Hierarchie: Kleidungsstücke, die mir zugewandt sind, Unterhemden und Hemden, die daher unter anderen Kleidungsstücken zu tragen sind, und Kleidungsstücke, die sich dem Außen zuwenden und über den anderen zu tragen sind, Pullover und Jacken. Ein Hemd über einem Pullover zu tragen, hieß, diese Ordnung umzukehren, das, was nach innen gehört, außen zu tragen, und umgekehrt. In meiner Erinnerung erschien das Gesicht dieses Jungen in dem Moment, in dem ich mich in seiner Kleidung vorstellte, so wie er sie trug, und plötzlich mein Innen außen spürte; ich hatte für diesen einen Augenblick meinen Cocon verlassen und gespürt, wie es ist, außerhalb davon zu leben. Das Gesicht, das dabei erschien, war wieder eines von nicht gekannter Klarheit und Intensität: Es legte sich über meines, es wurde, war meines – obwohl der Junge, so wie ich ihn erinnere, etwas älter gewesen sein musste als ich. Meine Erinnerung ist hier sehr klar und uneindeutig zugleich, wie zwei verschiedene Erinnerung an ein und dasselbe Ereignis. Ich vermute, dass es sich tatsächlich um zwei Ereignisse handelt, eines mit Anorak, Mütze und Kapuze und eines mit Hemd und Rollkragenpullover. Beide Ereignisse brachten etwas für mich bislang ungekanntes in mein Leben, ein Gesicht, das ich nicht nur klar und deutlich sehen konnte, während ich ansonsten Gesichter nur sehr unscharf, wie verpixelt, wahrgenommen hatte, sondern eines, in dem ich meines wiedererkannte. Ich vermute, dass beide Ereignisse zeitlich nicht weit auseinander lagen.

<i>drunter</i>	-	-	<i>drüber</i>				
<i>Mütze</i>	-	-	<i>Kapuze</i>	-	-	<i>Doppelung</i>	- <i>schließen</i>
<i>Rollkragen-</i>	-		<i>Hemd</i>	-	-	<i>Umkehrung</i>	- <i>öffnen</i>
<i>pullover</i>							

Als ich schließlich selbst etwa das Alter des Jungen erreichte, erschien dieses Bild wieder in Form eines Klassenkameraden, der ebenfalls – damals noch als einziger in meiner Klasse, Hemd und Rollkragenpullover trug. Das war in der sechsten Klasse, da waren ich und dieser Klassenkamerad elf Jahre alt. Ich sah in ihm den Jungen, mit dem ich diese eigenartige momenthafte Begegnung hatte, und hatte dabei den Wunsch, so wie er zu sein. So ein Wunsch war neu; plötzlich gab es etwas in dieser äußeren Welt, was mit meiner inneren Heimat zu tun hatte und was ich da hinein holen wollte. Ich begann dann selbst, Rollkragenpullover unter meinen Hemden zu tragen; wir beide waren in der Klasse eine ganze Zeit lang die einzigen, die mit Hemd und Rollkragenpullover in die Schule kamen. Das war es auch schon, ähnlicher konnte ich diesem Jungen aus meiner Klasse nicht werden; die Unterschiede zwischen uns erwiesen sich als zu groß. Das wurde mir schnell klar, genauso wie mir klar wurde, dass ich überhaupt keine realistische Idee hatte, wie ich mich mit einem anderen Menschen in Beziehung setzen sollte, weder mit ihm noch mit irgendjemanden sonst. Aber es gab eine Idee, die sich in meinem Kopf festsetzte: Dieser Junge, dessen Gesicht mir wie eine Erscheinung begegnet war, war wie ich und musste irgendwo zu finden sein. Diese kindliche Begegnung war wie eine Verheißung: Irgendwo auf dieser Welt musste es einen Menschen geben, der wie ich war und den ich wiederfinden musste. Doch wie sollte ich ihn erkennen können, wenn ich ihn traf? Zunächst an seiner Kleidung, Rollkragenpullover und Hemd oder Mütze und Kapuze, vor allem aber an seinem besonderen Gesicht, das so klar und deutlich zu lesen sein musste, als wäre es mein eigenes.

Tatsächlich traf ich ihn etwa zwei Jahre später, als Dreizehnjähriger: Er ging in meine Klasse und war der Dritte, der Rollkragenpullover unter seinen Hemden trug, manchmal auch unter einem kurzärmeligen Hemd. Er kam sehr häufig so in die Schule, fast immer außer im Sommer. Ich fand das an sich schon interessant. Kurz vor Ende des Schuljahrs, dem letzten, in dem wir in dieselbe Klasse gingen, sah ich, wie ihm die Tränen kamen, als er erfuhr, dass er nicht in die nächste Klasse versetzt wurde. Dabei sah ich plötzlich sein Gesicht in einer Klarheit und Deutlichkeit, die sich bis heute in mir eingepägt hatte; ich sah mich in ihm und spürte seine Tränen auf meinen Wangen. Es war genauso wie die Begegnung mit dem Gesicht, die ich als Sieben- oder Achtjähriger hatte; besonders auch, weil er dabei wie der Junge aus meiner Kindheit ein Hemd über einem Rollkragenpullover trug. Mich verwirrte diese Wiederbegegnung mit

meiner Kindheit, die mir zu jener Zeit sehr fremd geworden war. Eigentlich war ich inzwischen zu dem Schluss gekommen, dass es niemanden gab, der so wie ich war, und dass ich mich mit meiner Isolation abfinden musste. Statt dessen versuchte ich, Freundschaften zu pflegen, so wie es die anderen auch taten; ich wollte ja so werden wie sie, die anderen, und versuchte es dadurch zu erreichen, indem ich ihr Verhalten imitierte und zu verstehen versuchte. Das gelang allerdings nur ansatzweise und steigerte eher meine Einsamkeitsgefühle als dass es sie reduzierte. In den folgenden Sommerferien und auch danach, musste ich oft an diesen Jungen denken, der nun nicht mehr in meiner Klasse war.

Als er dann im Herbst mit seinem dicken Anorak in die Schule kam und ich beobachten konnte, wie er die Kapuze über seine Mütze zog, bevor er sich auf das Fahrrad setzte, um nach Hause zu fahren, spürte ich dabei unmittelbar, wie es war, in diesem dicken Anorak eingepackt zu sein, mit Mütze und Kapuze auf dem Kopf. Dabei kam mir der Gedanke: Er ist einer wie ich; er muss es sein. Ich hatte aber keine Idee, wie ich mit einer solchen Begegnung umgehen sollte. Wenn ich ihn erkannt habe, erkennt er auch mich als jemanden, mit dem eine besondere Verbundenheit bestand? In meinen Gedanken legte sich sein Gesicht über das des Jungen, den ich als Kind mit Mütze und Kapuze gesehen hatte. Lebte er als Kind auch in einem Cocon, in einer abgeschlossenen Welt ohne Menschen? Kann er meine Isolation überwinden, weil wir uns so ähnlich sind? Nachdem ich ihn mit Mütze und Kapuze gesehen hatte, war ich mir sicher, dass er derjenige sein musste, mit dessen Hilfe ich meinem inneren Cocon, der Glasglocke, in der ich lebte, entkommen konnte.

<i>Pullover drüber</i>	-	<i>Hemd drunter</i>	-	<i>weich</i>	-	<i>innen</i>	-	<i>Ordnung</i>
<i>Hemd drüber</i>	-	<i>Pullover drunter</i>	-	<i>kratzt</i>	-	<i>außen</i>	-	<i>Unordnung</i>
<i>Ordnung</i>	-	<i>Kindheit</i>	-	<i>das Außen innen</i>	-	<i>Pullover über Hemd</i>		
<i>Unordnung</i>	-	<i>Jugend</i>	-	<i>das Innen außen</i>	-	<i>Hemd über Pullover</i>		

Zeichen der Liebe

Fast ein weiteres Jahr später, Ende Oktober 1978, sah ich, das Titelbild des „Stern“, auf dem fünfzig Männer abgebildet waren mit der Überschrift „Ich bin schwul“. Ich hatte die Zeitschrift während einer Fahrt im Zug gesehen und den Artikel grob überflogen, nicht wirklich gelesen. Obwohl mir dieser Artikel zunächst etwas merkwürdig vorkam, machte er mich nachdenklich. Das Thema Sexualität beschäftigte mich, seit es im Biologieunterricht die Sexualkunde gegeben hatte. Den Sexualkundeunterricht gab es, soweit ich mich erinnern kann, in der sechsten Klasse; ich fand ihn ziemlich absurd. Wieso sollten Menschen derartig merkwürdige Handlungsweisen an den Tag legen, nur damit ein paar Spermien ihren Weg zu Eiern finden, um sie zu befruchten? Gab es da nicht effektivere und weniger absurde Möglichkeiten? Mir fiel natürlich auf, dass ich der einzige war, dem die Sexualkunde so merkwürdig vorgekommen war. Das hatte allerdings kaum eine Bedeutung, da mir vieles in der Welt der Menschen merkwürdig vorkam. Mit dem Artikel im „Stern“ tauchte die für mich damals plausible Idee auf, dass diejenigen Menschen, die mit den im Sexualkundeunterricht vorgestellten Dingen nichts anfangen konnten, schwul genannt werden. Es mussten zugleich auch Menschen sein, die wie ich diese Isolation kannten und als Kind in einer Welt ohne Menschen gelebt hatten. Ihre Sehnsucht richtete sich daher darauf, andere Menschen zu finden, die wie sie waren, damit sie ihre Isolation überwinden konnten; und diese anderen Menschen, wenn es sie überhaupt gab, waren selbstverständlich auch vom gleichen Geschlecht. Für mich machte das damals Sinn. Ich gehörte zu den vermutlich sehr wenigen Menschen mit einer geteilten Biographie und war deswegen schwul; der Artikel im „Stern“ machte mir Mut und bestärkte mich in dem Glauben, nicht der einzige zu sein.

Ich erinnere mich noch sehr genau an den Spaziergang am Abend jenes Tages, nachdem ich am Zielort angekommen war. Ich versuchte dabei, diese irritierenden Gedanken zu ordnen, die mir durch den Kopf gingen. Auf der Reise hatte ich ein Hemd und einen Nickipullover an, den ich manchmal über und manchmal unter dem Hemd trug, diesmal darunter. Für den Spaziergang zog ich meinen Parka an, den ich ein Jahr zuvor bekommen hatte, und meine Mütze. Nachdem ich ein paar Schritte gegangen war, zog ich die Kapuze über die Mütze, die einen „Trottel“ hatte und unter der Kapuze gut zu spüren war. In diesem Moment ging mir der Gedanke durch den Kopf, dass ich selbst schwul

sein musste und offensichtlich in diesen Jungen verliebt war. Mit einem Mal ordnete sich das Durcheinander in meinem Kopf und meine Biographie mit dieser eigenartigen Kindheit, den eigenartigen Begegnungen, dem Gefühl des Isoliertseins und dem Verlangen, jemanden wie mich in einer ansonsten fremden Welt zu finden, diese Biographie hatte nun eine einfache, säkulare Erklärung gefunden. Mein Anderssein bestand offensichtlich darin, schwul zu sein, und meine Isolation aus einer unerfüllten Liebe zu einem Menschen, auf den ich die ganze Zeit gewartet hatte und der jetzt schließlich aufgetaucht war. Ich machte mein schwules Coming-out dann auch gleich öffentlich in der Hoffnung, dem Jungen, von dem ich jetzt wusste, dass ich ihn liebte, diese Liebe auch zu zeigen.

Meine Liebe blieb aber unerwidert. Ich versuchte mehrere Jahre lang, bis kurz vor meinem Abitur, mit diesem Jungen in Kontakt zu kommen, scheiterte daran aber kläglich, weil mir das dafür erforderliche soziale Verhaltensrepertoire fehlte. Ich beobachtete, wie er mit anderen Jungs wie mit Mädchen Freundschaften schloss, sich verabredete und etwas unternahm. Dabei realisierte ich, dass ich keine Vorstellung davon hatte, wie so etwas zu bewerkstelligen war; nicht ansatzweise. Statt dessen beobachtete ich ihn genau und passte meine Gewohnheiten seinen an, wodurch es immer wieder zu scheinbar zufälligen Begegnungen gekommen war; Begegnungen, die ich als sehr intensiv erlebte, aber auch als Begegnungen, die im Wesentlichen in meiner Phantasie Bedeutung erlangten, während ich bis zuletzt, bis heute, keine Vorstellung davon hatte, wie er sie wahrnahm. Interessierte er sich für mich? Wollte er mit mir befreundet sein? Liebte er mich womöglich, so wie ich ihn liebte? Erkannte er mich als einen, den einzigen, der so wie er war? Diese Fragen fanden keine Antwort. Meine Liebe zu diesem Jungen wurde zu einem starken Ausdruck der Isolation, in der ich lebte, und des Gefühls, mich von den Menschen seit meinem Übergang in die Welt der Menschen immer weiter zu entfernen statt mich ihnen anzunähern. Den Cocon, in dem ich lebte, nahm ich zunehmend als ein Gefängnis wahr, das mich daran hinderte zu den Menschen zu kommen, mit denen ich in Kontakt treten wollte, die ich liebte und die mich aus meiner Isolation befreien sollten.

Die Zeichen, an denen ich andere Menschen „von meiner Art“ erkennen sollte, mutierten damit auch zu Zeichen meiner Isolation. Sie gehörten zu meiner Innenwelt, zu der es offensichtlich keine Korrespondenz in der Außenwelt gab.

Ich hatte in meiner gesamten Jugendzeit das Gefühl, in einem unvollendeten Übergangsprozess quasi stecken geblieben zu sein. Auf der einen Seite hatte ich von der neuen Welt genug mitbekommen, dass ich mich ihrem Sog nicht mehr entziehen konnte, zugleich aber auch spürte ich deutlich die Barrieren, die mich daran hinderten, in sie einzuziehen, sie zu meiner neuen Heimat zu machen. Ich spürte zwar diese Barrieren, erlebte sie Tag für Tag, konnte sie aber nicht verstehen, geschweige denn Wege finden, sie zu überwinden oder zu umgehen. Ich lud mich schließlich zum achtzehnten Geburtstag des Jungen ein, den ich liebte, und verband das mit der Entscheidung, dass ich danach nichts mehr tun würde, um mein Verhältnis zu ihm zu definieren. Er ging sehr selbstverständlich und vertraut mit mir auf der Feier um, obwohl ich ohne Einladung und ohne Geschenk gekommen war. Danach geschah aber nichts mehr, er nahm keinen Kontakt mit mir auf und sprach mich auch in der Schule nicht an. So, wie es immer gewesen war. In der Folgezeit kam ich immer mehr zu dem Schluss, dass meine Innenwelt dafür verantwortlich war, dass es mir nicht gelang, Menschen nahe zu kommen, noch nicht einmal einem, der so sehr kompatibel erschien. Ich hörte auch auf, Hemden über Pullover zu tragen, ebenso Mütze und Kapuze; selbst den geliebten Parka trug ich irgendwann nicht mehr. Meine Isolation aber blieb.

Festgehalten

Sexualität hatte ich bereits in meiner frühen Jugend mit etwas verknüpft, was andere Menschen scheinbar nicht so kannten wie ich. Bereits als Kind kannte ich innere Spannungszustände, die sich in einem ganzkörperlichen inneren Druckgefühl äußerten, als wäre ich kurz davor zu explodieren. Um solchen Gefühlszuständen entgegen zu wirken, hatte ich mich bereits in meiner Kindheit von Zeit zu Zeit zwischen Möbeln eingeklemmt. Das verschaffte mir nach kurzer Zeit schon deutliche Erleichterungen. Ich erforschte in meiner Grundschulzeit unterschiedliche Techniken, meine Bewegungsfreiheit einzuschränken und dann mit aller Macht gegen diese Einschränkung sozusagen anzudrücken. Das verhalf mir, meinen psychischen Haushalt zu regulieren und die inneren Spannungen, die ich oft und intensiv spürte, zu reduzieren. Ich hatte auch andere Techniken entwickelt, um mit meinen Spannungen umzugehen. Eine war zum Beispiel, Wollpullover direkt auf der Haut zu tragen, was so sehr kratzte, dass es schon schmerzhaft war, aber durch diesen Schmerz, dieses intensive Spü-

ren meiner Haut, Spannungen reduzieren konnte. Diese Reduktion der Spannungen entlud sich ab und an auch in einem Samenerguss, der im Moment der Erleichterung kam. Mich irritierte das zunächst, aber ich konnte es irgendwann in Verbindung mit jener ominösen Sexualität bringen, von denen die anderen Kinder gesprochen hatten. Mit dem Sexualkundeunterricht tauchte das erste Mal ein Hinweis auf, dass sich hinter der Sexualität etwas völlig anderes verbergen musste; was hatte der Abbau von psychischen Spannungen mit Kinderkriegen zu tun? In der Zeit meines Weltenwechsels trieben mich solche Fragen ziemlich um; ich ahnte, dass sich auch darin massive Unterschiede zwischen mir und den anderen Menschen zeigten.

In dieser Zeit machte ich auch diesbezügliche Erfahrungen mit anderen Jungs in meinem Alter. Besonders ist mir in Erinnerung geblieben ein Klassenkamerad, der sehr an meinem Penis interessiert war und mich zu „geheimen“ Treffen bei sich zu Hause auf dem Dachboden einlud. Dort versuchte er immer wieder, die Vorhaut meines Penis zurückzuziehen, was angesichts meiner Phimose extrem schmerzhaft war. Wieder wurde klar, dass ich mich deutlich von den anderen zu unterscheiden schien. Mit einem anderen traf ich mich ab und zu Spielen, die wenige Male darin mündeten, dass wir uns fesselten. Ich entdeckte dabei, dass es sich für mich sehr gut anfühlte, gefesselt zu sein, viel besser als zwischen Möbeln eingeklemmt. Aber er mochte es offenbar nicht. Er geriet im Gegenteil in regelrechte Panikzustände, wenn ich ihn fesselte, und ich musste ihn auch deutlich dazu auffordern, mich richtig zu fesseln und nicht nur ein Seil lose um meinen Körper oder meine Hände zu wickeln. Diese Spiele fanden daher auch schnell ihr Ende und hinterließen bei mir den inzwischen starken Verdacht, dass ich einer anderen Gattung von Lebewesen angehören musste als die anderen Menschen, obwohl ich so wie sie aussah. Mir wurde klar, dass andere Menschen diese inneren Spannungen, wie ich sie verspürte, nicht kannten, und dass sie sich auch nicht einklemmten oder gefesselt werden wollten, um diese Spannungen zu mildern. Vor allen Dingen wurde mir auch klar, dass das alles offenbar nichts mit Sexualität zu tun hatte, obwohl ein erfolgreicher Spannungsabbau durchaus zu einem Samenerguss führen konnte. Zumindest nichts mit dem, was die anderen unter Sexualität verstanden. Was das war, was sie darunter verstanden, wieso das etwas mit dem anderen Geschlecht zu tun hatte und mit Kinderkriegen verbunden war, erschloss sich mir lange Zeit nicht. Das Sexualverhalten meiner Mitmenschen war für mich so

fremdartig wie etwa das von Tintenfischen. Bei meinem schwulen Coming-out als Fünfzehnjähriger hatte ich die Vorstellung, dass Schwulsein sich nicht nur auf das Geschlecht des Gegenübers bezog, sondern mit einem völlig anderen Konzept der Sexualität verbunden war. Eine Sexualität, die eben nichts mit Kinderkriegen zu tun hatte, sondern – wie kann es anders sein – mit Spannungsabbau, eingeklemmt oder festgehalten zu sein oder auch mit Fesseln.

Als ich dann nach meiner Abiturzeit die ersten Schwulen näher kennenlernte, bemerkte ich sehr schnell, dass meine Vermutungen über schwule Sexualität haltlos waren. Absurder Weise wurde ich während meiner Schulzeit fast Bundesschwulenreferent der Jungdemokraten, ein Schwuler, dessen Vorstellungen über schwule Sexualität so verschieden waren von denen aller anderen schwulen Männer. Mit den Jungdemokraten hatte ich über meine Schülerzeitungsaktivitäten Kontakt; sie waren beeindruckt von jemandem, der wie ich in den 1970-er Jahren mit fünfzehn sein Coming-out hatte und damit so offen umging. Ich hatte damit zu jener Zeit immerhin so etwas wie eine Erzwingungshaft oder eine Einweisung in eine Jugendeinrichtung riskiert. Aber am Ende hatte ich mich doch entschieden, lieber nicht Bundesschwulenreferent zu werden; ich ahnte wohl, dass ich nicht der richtige für eine solche Aufgabe war. Zu lernen, dass schwule Sexualität anders funktionierte als ich es mir vorgestellt hatte, war nicht einfach. Nicht nur die Enttäuschung, dass Schwule am Ende nichts anderes waren als Heterosexuelle, die für ihre Praktiken eben gleichgeschlechtliche Partner im Visier hatten. Ich verlor auch meine Erklärung für mein Anderssein; es wurde klar, dass mein Schwulsein, wenn überhaupt, nur einen marginalen Beitrag zu meinem Anderssein lieferte. Auch wenn ich mir nicht mehr sicher war, ob diese Zuordnung, schwul zu sein, noch passte, blieb sie bestehen, denn heterosexuell zu sein passte eher noch weniger und an mein Schwulsein hatte ich mich auch gewöhnt. Ich war etwa dreißig Jahre alt, als ich in einem Schwulenmagazin eine Anzeige von jemandem las, der einen Partner zum Fesseln suchte, aber ausdrücklich nicht an Sex interessiert war. Ich antwortete ihm und wir trafen uns eine ganze Zeit lang immer wieder, um uns gegenseitig zu fesseln. Es war nicht nur die erste Gelegenheit, bei der ich richtig gefesselt wurde – mein Fesselpartner war Perfektionist, was das anging. Er ist bis heute einer der wenigen Schwulen, den ich kennengelernt habe, der nicht an Sexualität interessiert war. Genau genommen einer von Zweien; der zweite war der letzte Zwilling, dem ich begegnet bin.

Nach meinem Abitur begann ich auch zunehmend, Armbänder und später auch Halsbänder zu tragen. Zunächst waren es Lederschnüre, die mehrmals um die Handgelenke gewickelt waren, später fertigte ich mir auch selbst Armbänder aus Leder und Metall an; irgendwann kaufte ich mir ein Armband mit drei Reihen Nieten. Schließlich trug ich Ketten, sogenannte Panzerketten, die in mehreren Reihen eng um die Handgelenke gewickelt und fest verschlossen waren; die hatte ich teilweise mehrere Jahre am Stück um. Die festen Ketten um die Handgelenke vermittelten insgesamt ein angenehmes Körpergefühl; sie gaben mir ein Gefühl von Halt und erleichterten es ungemein, in meinem Körper zu sein und mich mit und durch ihn verbunden zu fühlen. In der Zeit, als ich mich immer wieder mit jemanden zum Fesseln traf, legte ich mir auch Handschellen zu, mit denen ich mich auch selbst fesseln konnte. Mit Anfang vierzig besuchte ich zusammen mit meinem Partner einen Kurs in japanischem Bondage. Das war ausgesprochen spannend, weil es Fesselungen und Ästhetik in einer spannenden Weise miteinander verband. Da beim Bondage die Armbänder, die ich zu jener Zeit permanent um hatte, störten, trug ich immer öfter keine Armbänder mehr. Gerade die festen Ketten benötigen ein paar Wochen der Eingewöhnung, wenn ich sie frisch umgebunden habe. Während dieser Zeit kann es immer wieder zu Entzündungen auf der Haut oder zur Ausbildung von Druckstellen kommen. Einmal eingewöhnt sind sie aber fast nicht mehr spürbar.

Drei Zwillinge

Genau dreimal habe ich einen anderen Menschen kennengelernt, von dem ich glaubte, er könnte der verlorene und wiedergefundene Zwilling sein. Dem ersten bin ich bereits kurz nach meinem Wechsel in die Welt der Menschen begegnet; er ging damals in meine Klasse. Die zweite solche Begegnung hatte ich mit Ende zwanzig und die letzte sechs Jahre später. Auch wenn alle drei Begegnungen nicht nach meinen Vorstellungen verlaufen sind und ich am Ende zu dem Ergebnis kam, dass es einen solchen verlorenen und wiedergefundene Zwilling „da draußen“ gar nicht gibt, waren sie alle besondere Begegnungen, verbunden mit einer besonderen Nähe und mit einer besonderen Art und Weise, sich aufeinander zu beziehen. Im Nachhinein würde ich diese Beziehungen, die ja jeweils immer mehr als ein Jahr andauerten, als ichlose Beziehungen charakterisieren, als Begegnungen ohne Subjekte. Am Ende lernte ich, in mir selbst den verlorenen Zwilling zu erkennen; ich konnte ihn in diesem

„ich selbst“ auch zweifelsfrei wiedererkennen: Das Gesicht, das mir im Alter von vielleicht sieben oder acht Jahren erschienen war und den Weg in die Welt der Menschen zeigte, war meines.

Mein Eintritt in das Zwillingfeld ist eng mit meinem Wechsel der Welten verknüpft; die Idee, dass es in der äußeren Welt jemanden wie mich geben könnte, hatte ich vermutlich, seit ich diese Begegnungen mit dem Gesicht hatte. Real wurde das alles aber erst, als mir das damit verbundene Zeichen, Hemd und Rollkragenpullover, bei einem Klassenkameraden begegnet war. Ich begann dann auch, Hemd und Rollkragenpullover zu kombinieren, die ich bis dahin nur einzeln getragen hatte, allenfalls mit einem Pullover darüber. Dabei suchte ich oft die Nähe zu diesem Klassenkameraden, nicht nur in der Schule. Ich besuchte ihn auch und setzte mich neben ihm, beobachtete ihn und wartete gespannt auf das, was passieren würde. Es passierte aber nichts, im Gegenteil stellte sich schnell heraus, dass wir beide nicht sonderlich viel miteinander anfangen konnten. Etwa zwei Jahre nach dieser ersten Begegnung fiel mir ein zweiter Klassenkamerad auf, der Hemden mit einem Rollkragenpullover darunter trug. Anfangs hegte ich noch Zweifel, ob ich das mit diesen Zeichen richtig verstanden hatte, aber die Hinweise mehrten sich in der folgenden Zeit, vor allen Dingen, nachdem ich ihn mit Mütze und Kapuze gesehen hatte. Schließlich fand ich in meinem Schwulsein eine Erklärung für meine Zwillingssuche und kam zur Überzeugung, in diesen Jungen verliebt zu sein. In den darauf folgenden zweieinhalb Jahren entwickelten wir ein Verhältnis, das zugleich sehr nahe und distanziert war. Es war keine Freundschaft, erst recht keine Liebesbeziehung; wir verabredeten uns kein einziges Mal. Aber wir trafen uns häufig zufällig, wobei ich bei diesen Zufällen nachhalf, indem ich ihn intensiv beobachtete und immer besser einschätzen konnte, wo er eben zufällig anzutreffen war. Wir verbrachten oft Zeit miteinander, ohne etwas zusammen zu unternehmen oder viel miteinander zu reden; wir waren einfach zusammen, liefen zusammen durch den Wald, standen nebeneinander, beide in Rollkragenpullover und Hemd, manchmal sogar mit Mütze und Kapuze darüber, oder ich sah ihm beim Sport zu, was auch öfter vorgekommen war. Manchmal berührten wir uns, streichelten uns gegenseitig oder umarmten uns.

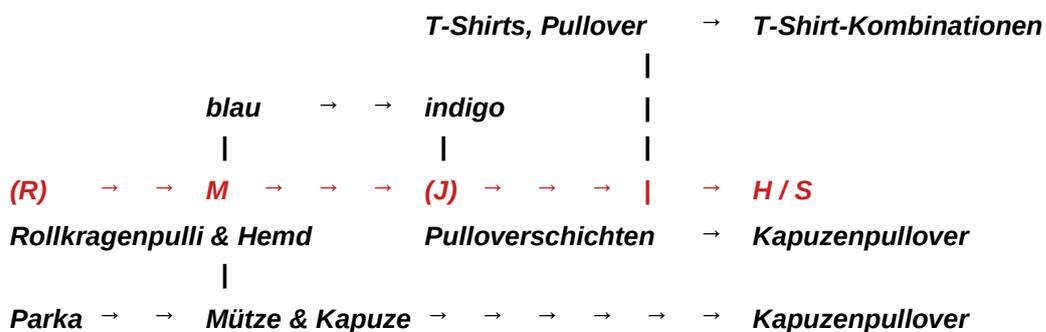
Aber jedes Treffen war wie eine einmalige Begegnung ohne irgendeinen Hinweis auf folgende Begegnungen. Nach etwa zweieinhalb Jahren war ich darüber, dass es in der ganzen Zeit nicht gelungen war, dieses Verhältnis über

das Stadium zufälliger Begegnungen hinaus zu entwickeln, so frustriert, dass ich es beenden wollte. Im Grunde genommen gab es da gar nichts zu beenden; ich musste ja lediglich aufhören, zufällige Begegnungen zu arrangieren. Ich lud mich zu seinem achtzehnten Geburtstag ein in der Hoffnung, dass da etwas bedeutendes passierte, dass er mir sagte, er würde mich lieben, oder wenigstens mit mir befreundet sein wollen. Aber nichts derartiges geschah.

Dieses nicht definierte Verhältnis ging aber zugleich mit einer sehr großen Vertrautheit und Selbstverständlichkeit einher. Kein einziges Mal verursachten unsere zufälligen Begegnungen Irritationen, auch nicht, als wir uns mitten im Wald trafen oder auf einem Tennisplatz (zumal ich nie Tennis gespielt hatte). Es war immer, als wäre es das Selbstverständlichste, dass ich da war, er ging immer auf eine sehr liebevolle und auch vertraute Weise mit mir um. Er war wie ich ruhig und introvertiert und, dadurch dass er stotterte, redete er auch nicht so gerne. Es geschah ein paar Mal, dass er mich spontan umarmte oder streichelte. Ich tat das dann auch und fühlte mich ausgesprochen entspannt und wohl dabei. Das waren im Grunde genommen sehr schöne und intensive Momente, aber eben Momente, die sich gleich danach wieder im Flüchtigen des Tagesverlaufs verloren. Im Gegensatz zu mir war er extrem gut im Sport, vor allen Dingen in Turnen und Leichtathletik. Dafür war er schlecht in den meisten anderen Fächern. Diese Zwillingschaft erinnerte etwas an das Verhältnis von Materie und Antimaterie: Beides ist identisch bis auf eine gegensätzliche Eigenschaft. So dachte ich auch damals darüber; ich hatte auch den Gedanken, dass wir deswegen nur momenthaft zusammenkommen konnten, weil wir wie Materie und Antimaterie zwar zusammengehörten, aber nicht zusammenkommen konnten. Ich machte häufig die Erfahrung, ihn unmittelbar zu spüren, so wie ich seine Tränen spürte am Ende unseres letzten gemeinsamen Schuljahrs. Kannte er solche Erfahrungen mit mir auch? Spürte er auch diese Vertrautheit, die ich mit ihm erlebte? Das habe ich nie erfahren.

Wie ich bevorzugte der Zwilling meiner Jugend blaue Kleidung; er trug fast nur blaue Kleidung, vor allen Dingen auch blaue Hemden und blaue Hosen. So wurde eine dunkelblaue Cordhose und ein blaues Hemd meine Lieblingskombination zu dieser Zeit. Ich entdeckte da auch Indigo als meine Farbe, als Farbe des Cocons, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte. Nachdem ich mich entschieden hatte, den Kontakt zu meiner ersten Liebe nicht mehr aufrecht zu erhalten, glitt meine Aufmerksamkeit zu einem Klassenkameraden, der aus-

schließlich blaue Kleidung trug; allerdings weder Rollkragenpullover noch Hemd und weder Mütze noch Kapuze. Er trug blaue Pullover, im Winter manchmal vier Schichten übereinander und dann noch einen Anorak ohne Kapuze oder, was mir sehr gut gefiel, eine Weste darüber. Vor allen Dingen aber hatte er indigoblaue Augen, was mich sehr faszinierte. Anders als meine erste Liebe und auch der erste Junge, von dem glaubte, er könnte wie ich ein besonderer Junge sein, hatte sein Vorname nicht sieben sondern nur sechs Buchstaben. Es war eine ziemliche Herausforderung, meine Namensalgebra so zu erweitern, dass auch Namen mit sechs Buchstaben mit einfließen konnten. Anders als bei meiner ersten Liebe eröffnete ich ihm gleich zu Beginn, dass ich schwul bin und er mich faszinierte. Er reagierte verständnisvoll aber klar ablehnend auf meine Liebesbekundung. Die Entfremdung, die ich dadurch zu meiner Umgebung, insbesondere auch meinen Klassenkameraden, verspürte, war kaum mehr zu steigern. Mir wurde langsam klar, dass das mit der Liebe nicht so funktionierte, wie ich es mir dachte; vermutlich, so meine Überlegungen, war es dafür erforderlich, dass sich alle Beteiligten darüber bewusst sind, schwul zu sein. Ich brach nach dem Abitur schnell die Kontakte zu meiner Schule ab und suchte einen Zusammenhang schwuler Menschen in der nahe gelegenen Stadt auf; es waren Schwule, die sich in Autonomen- und Punkzusammenhängen verorteten.



Schwule und Punks

Für diesen Schritt benötigte ich noch eineinhalb Jahre nach dem Abitur. Mein Leben war zu dieser Zeit von psychosomatischen Krankheiten geprägt, genauso von Angstzuständen und ständigen Wahrnehmungsüberforderungen. Ich realisierte, dass ich nicht annähernd in der Lage war, Kontakte zu anderen Menschen herzustellen, so wie es für scheinbar alle anderen Menschen selbstver-

ständiglich war. In der Autonomen- und Punkbewegung schien das aber keine Rolle zu spielen; im Gegenteil hatte ich den Eindruck, dass meine Verschrobenheit eher positiv als negativ bewertet wurde. Auch bei den Schwulen kam ich gut an. Inzwischen hatte ich meinen Kleidungsstil der Ästhetik meines neuen Umfelds angepasst. Hemd mit Rollkragenpullover hatte ich schon lange aufgehört zu tragen, genau seit jenem achtzehnten Geburtstag meiner ersten Liebe. Den Parka hatte ich immer seltener an, Mütze und Kapuze gar nicht mehr. Statt dessen trug ich vorzugsweise T-Shirts und Pullover, manchmal zwei übereinander, zerrissene oder gefärbte Hosen, Nietengürtel und Armbänder. Nach kurzer Zeit lernte ich in dem Schwulenzusammenhang jemanden kennen, der sich für mich zu interessieren schien. Mit ihm hatte ich meine erste sexuelle Erfahrung, das heißt, ich hätte sie gehabt, wenn ich in der Lage gewesen wäre, schwulen Sex zu praktizieren. Das passte aber überhaupt nicht zu meinem Körperempfinden und es überforderte mich maßlos, an so viele Dinge gleichzeitig denken zu müssen, während man zusammen im Bett lag. Vor allen Dingen stellte sich auch meine Vorhautverengung als Problem heraus. Bis dahin dachte ich, sie gehört als körperliches Merkmal zum Schwulsein dazu, wurde aber eines Besseren belehrt. Gelinde gesagt war es für mich ein Schock zu erleben, was schwule Sexualität ist und dass ich damit genauso wenig anfangen konnte wie mit der Sexualität aus dem Sexualkunde Unterricht. Mein Schwulsein wurde quasi gegenstandslos und brachte mich offenbar dem Ziel, meine Isolation zu überwinden, auch nicht weiter.

Die Episode, die mit meiner ersten sexuellen Erfahrung mit einem Schwulen verbunden war, war auch nur kurz; an einem Schwulen, der keinen Sex konnte, hatte der Betreffende kein Interesse. Immerhin war er so offen, mir das auch so zu erklären. Ich machte in dieser Zeit auch die Erfahrung, dass ich es selbst bei den Autonomen und den Punks nicht schaffte, Kontakte zu knüpfen, so etwas wie Freundschaften zu beginnen – ganz zu schweigen von Liebesbeziehungen. Mein Gefühl des Isoliertseins verstärkte sich zunehmend, meine Isolation auch. Je mehr Menschen mich umgaben, desto einsamer fühlte ich mich. Ich war mir ganz sicher, dass diese Isolation mit meiner Zwillingsuche zu tun haben musste, mit meiner Kindheit in einem Cocon und den Zeichen des Übergangs in die Welt der Menschen. Ich versuchte das alles zu vergessen und wünschte mir, jemand anderes zu sein als ich war. Ich entfremdete und isolierte mich nicht nur von meiner Umgebung, sondern auch zunehmend von mir selbst. Die

Erfahrungen, die ich mit anderen Schwulen in dieser Zeit machte, vertieften diese Gefühle und vergrößerten meine Verzweiflung, bis ich nach etwa eineinhalb bis zwei Jahren beschlossen hatte, mein Leben zu beenden. Da kam mir der Gedanke, die Zwillingsuche wieder aufzunehmen, ein letztes Mal und diesmal aber ohne nach besonderen Zeichen zu suchen, sondern nach jemanden, der zu mir passte. Vor allen Dingen, jemanden, der zu meiner Sexualität passte, einen Schwulen, der keine Probleme mit meiner Phimose und der nicht vorhandenen sexuellen Erregung hatte. Ich erstellte eine Liste mit Schwulen, die ich schon einmal irgendwo mitbekommen hatte und zumindest dem Namen nach kannte, um sie der Reihe nach zu testen. Gleich der erste schmiss mich mitten in der Nacht aus der Wohnung. Aber dann, es muss der dritte oder vierte Versuch gewesen sein, traf ich jemanden, den ich bislang noch nicht gesehen hatte. Das Treffen war von Anfang an sehr vertraut und damit auch sehr anders als alle anderen Begegnungen, die ich mit schwulen Männern bis dahin hatte. Als dann auch das gemeinsame Übernachten völlig problemlos verlief und selbst meine Phimose keine Rolle spielte, wurde mir klar, dass ich offenbar an jemanden geraten war, der wesentlich besser zu mir passte als alle anderen Menschen bis dahin.

Tatsächlich ist er bis heute, dreißig Jahre später, mein Partner geblieben. Allerdings war diese Partnerschaft nicht von Harmonie geprägt, im Gegenteil: In unserer Partnerschaft prallen zwei unterschiedliche Welten aufeinander, die dem jeweils anderen zu vermitteln ein hartes Stück Arbeit gewesen ist. Arbeit, die wir leisten mussten, um zueinander kommen und in einer Partnerschaft leben zu können, die wir am Ende aber auch geleistet haben. Ich denke, es ist für uns beide eine Bereicherung, die jeweils andere Welt so gründlich kennengelernt zu haben. Für mich ist diese Partnerschaft ein Schlüssel zur Welt der nicht-autistischen Menschen; anders als mein Partner, der ohne Partnerschaft mit einem Autisten keine Notwendigkeit hätte, sich mit autistischen Welten zu beschäftigen, könnte ich kein selbstständiges Leben führen, wenn ich die „normale“ Welt nicht eingehend kennengelernt hätte. Der Grad meiner Unabhängigkeit und Selbstbestimmung hängt unmittelbar von diesen Kenntnissen ab. Die Partnerschaft mit einem nicht-autistischen Menschen vermittelt mir nicht nur einen exklusiven Kontakt zu nicht-autistischen Wirklichkeiten, sie gibt mir darin auch eine Sicherheit, die es mir erlaubt, mich souverän und selbstbewusst darin zu bewegen. Wobei ich nicht verschweigen sollte, dass ich mit mei-

nem Selbstbewusstsein nie Probleme hatte. Mein Partner trug keine Zwillingssymbole und da unser Verhältnis lange Zeit von zum Teil sehr anstrengenden Auseinandersetzungen geprägt war, nahm ich ihn eher als eine Art Zerrspiegel denn als Zwilling wahr. Ich konnte mich selbst kaum wiedererkennen, wenn ich mich durch seine Augen sah. Nicht nur, dass autistische und nicht-autistische Welten sich voneinander sehr unterscheiden, sie selbst unterscheiden sich jeweils auch gewaltig, je nachdem, ob sie aus autistischer oder nicht-autistischer Perspektive wahrgenommen werden. Mit der Zeit, nach langer Zeit, stellte sich mehr und mehr so etwas wie Vertrautheit ein. In gewisser Weise kann man behaupten, dass es uns gelungen ist, diesen eigentlich unüberwindbaren Graben zwischen der autistischen und der nicht-autistischen Welt zu überwinden.

In den ersten Jahren unserer Partnerschaft war es uns beiden sehr wichtig, unsere Unabhängigkeit in der Partnerschaft zu behaupten; sogenannte „Seitensprünge“ waren ausdrücklich gestattet. Anders als ich, gestattete sich mein Partner auch hier und da ein sexuelles oder zumindest erotisches Abenteuer. Ihm war dabei auch wichtig, dass ich darüber Bescheid wusste und – wenn es sich ergab – die jungen Männer, mit denen er diese Abenteuer erlebte, kennenlernte. Bei einem von ihnen stellte sich gleich in dem Moment, als wir uns sahen, bei uns beiden ein merkwürdiges Gefühl der Vertrautheit ein, als wenn wir uns schon einmal begegnet wären. Das war aber nicht der Fall. Auch trug er keine Zwillingssymbole und nach wenigen weiteren Treffen wurde klar, dass er insgesamt nicht meinen Vorstellungen von einem wiedergefundenen Zwilling entsprach. Aber es gab dieses ausgesprochen starke Gefühl des Vertrautseins, als ob es etwas gab, was uns irgendwo tief und verborgen miteinander verbindet. Auch jetzt noch, fast dreißig Jahre später, spüren wir es deutlich, wenn wir uns begegnen. Er lebt auch seit vielen Jahren in einer Partnerschaft und wir haben beide nicht vor, an diesem Status Quo etwas ändern. Deswegen begegnen wir uns auch nicht oft. Zugleich sind unsere Lebensentwürfe und -vorstellungen so unterschiedlich, dass eine Partnerschaft nicht funktionieren würde – anders als mit unseren Partnern. Als ich ihn kennenlernte, faszinierte mich die Vertrautheit ungemein, die ich bei ihm spürte. Ich verbrachte teilweise viel Zeit mit ihm, musste aber feststellen, dass ich nicht ansatzweise in sein Leben passte, genauso wenig wie er in meines. Unser Verhältnis blieb lange Zeit undefiniert und verlor sich schließlich. Wir sehen uns jahrelang nicht, bis wir uns

wieder zufällig treffen und vielleicht verabreden; zum spazieren gehen an der Elbe etwa. Es ist jedes Mal sehr schön und vertraut.

Etwa vier Jahre, nachdem ich meinen Partner kennen gelernt hatte, hatte ich ein Erlebnis, das mich nachhaltig beeindruckte. Ich war inzwischen entschlossen, die Suche nach dem Zwilling, der ja nur imaginär sein konnte, endgültig aufzugeben. Es machte viel mehr Sinn, meine Energie in die Entwicklung der Verhältnisse zu den Menschen voran zu treiben, die mir nahe waren, vornehmlich mein Partner und ich selbst. Um mein Verhältnis zu mir selbst zu verbessern, begann ich, Mathematik zu studieren. Das Physikstudium, das ich nach dem Abitur begonnen hatte, hatte ich nach wenigen Semestern abgebrochen. Ich verstand mich selbst dann eher als Künstler und strebte auch an, nach dem Zivildienst Kunst zu studieren. Aber die Bewerbung an der Kunsthochschule scheiterte kläglich an meinen nicht vorhandenen Kommunikationsfähigkeiten und auch daran, dass meine Bilder offenbar nicht dem Trend der aktuellen Kunst entsprach. So zumindest hatte ich es verstanden. Den Zivildienst hatte ich in einer Tagesstätte für schwerst-mehrfach behinderte Jugendliche geleistet. Dadurch hatte ich eine Expertise im Umgang mit sehr schwer behinderten Menschen erlangt und gute Möglichkeiten, in den Semesterferien mit behinderten Menschen zu arbeiten. Abgesehen davon, dass die Arbeit damals nicht schlecht bezahlt war, machte es mir auch Spaß, mit behinderten Menschen zusammen zu sein; ich fühlte mich ihnen näher als den „normalen“ Menschen. Am Ende des Zivildienstes gab es die Entscheidung, Mathematik zu studieren. Kurz bevor das Studium begann, war ich bei einer Tagung, bei der sich autonome Schwule trafen. Dort gab es zu Beginn eine Vorstellungsrunde, während der ich – wie damals oft – vor mich hin träumte. Ich war zu dieser Zeit Punk, lebte den Lebensstil und sah auch so aus: Hals- und Armbänder, Nietengürtel, zerrissene, gefärbte oder gemusterte Hosen, gefärbte Haare und ein mal mehr mal weniger angedeuteter Iro. In meinem Tagtraum während der Vorstellungsrunde tauchte plötzlich, wie aus einem Nebel kommend, ein Punk auf, in Lederhose und Lederjacke, alles in schwarz außer sein rot gefärbter Iro. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte dabei sogleich auch das Zwillingsegefühl. Ich sah ihn in dem Traum eine ganze Zeit lang, bis er plötzlich sagte, „Mein Name ist Hajo“; er sagte meinen Namen. Der Tagtraum irritierte mich ziemlich. Vielleicht eine viertel Stunde später kam ein Punk in die Runde: Es war der aus dem Traum. Er stand einen – für mich fast unendlich gedehnten – Moment in der

Tür und das, was ich da sah, war exakt das, was ich in meinem Tagtraum gesehen hatte. Dann sagte er, „Mein Name ist Hajo“, und seine Stimme war genau die aus dem Tagtraum. Ich war wie gelähmt; er setzte sich mir fast gegenüber und ich konnte nicht anders, als ihn anzustarren, während der mich die ganze Zeit ebenfalls nicht aus den Augen ließ. Nach der Vorstellungsrunde kam er zu mir und fragte mich, ob ich nicht mit ihm spazieren gehen wollte.

Nach wenigen Metern schob er mich in ein Gebüsch und begann, mir die Hose herunter zu ziehen. Ich sagte ihm, dass mir das jetzt zu schnell ginge mit dem Sex, was ihn aber nicht zu irritieren schien. Die gesamte Tagung über verbrachten wir viel Zeit miteinander, ohne Sex, und hatten dabei beide das Gefühl einer starken Vertrautheit, die wir miteinander erlebten. Er war kurz davor, in ein besetztes Haus nach Berlin zu ziehen. Nach der Tagung musste ich jeden Tag an ihn denken und konnte mich schließlich nicht mehr zurückhalten, ihn zu besuchen. Ich besuchte ihn, ohne es zu wissen, genau am Tag seines Einzugs, was ihn sichtlich stresste. Das war der Beginn eines mehrjährigen nicht definiertes Verhältnisses zwischen uns. Sex hatten wir zusammen nie, aber in dem besetzten Haus galten wir schnell als ein Paar, was wohl auch deswegen besonders einprägsam war, weil wir den gleichen Namen hatten. Wir fanden schnell heraus, dass uns eine lebenslange Außenseiterrolle verband, in der Schule genauso wie dann später bei den Schwulen, den Punks oder den Hausbesetzern. Egal, wo wir waren, gehörten wir nicht dazu. Mir fiel auch auf, dass er ähnlich blind war für soziale Gegebenheiten wie ich. Durch ihn kam ich überhaupt erst auf die Idee, sozial behindert zu sein, weil ich ihn so erlebte und durch ihn auch mich selbst. Anders als ich hatte er mit Angstzuständen zu kämpfen, die sich bei ihm sehr deutlich somatisch äußerten, in Form von Herzrasen; manchmal war er stundenlang wie gelähmt durch diese Angstzustände. Das alles sprach mich sehr an; obwohl es deutliche Unterschiede zu meinem Erleben gab, konnte ich mich darin gut wiederfinden. Ich konnte mich auch gut in seinem konsistenten Kleidungsstil wiederfinden, immer in schwarz und immer in Leder. Er hatte auch eine schwarzweiße Tarnhose, die mich ziemlich faszinierte, er aber sehr selten trug. Das alles faszinierte mich, obwohl es anders war als bei mir. Ich trug zwar auch Armbänder, aber keine Lederkleidung und manchmal auch recht bunte Farben, etwa orange. Wir waren uns irgendwie ähnlich und gleichzeitig auch sehr verschieden. Unser Verhältnis war undefiniert und unverbindlich, aber wenn wir uns trafen, war es

immer nahe und vertraut, auch für ihn. Sex interessierte ihn sehr, aber abgesehen von dem einen Mal an dem Tag, als wir uns kennenlernten, deutete er den Wunsch nach Sex mit mir nicht ein einziges Mal an. Aber wir lagen oft zusammen im Bett, umarmten uns und fühlten uns gut und vertraut dabei.

Etwa zwei Jahre, nachdem wir uns kennengelernt hatten, fand er seinen Zwilling in einem anderen Menschen, einem, der auch Punk war und vorzugsweise schwarze Lederkleidung trug. In den folgenden Jahren verfolgte ich seine Erzählungen über das Wechselspiel aus Nähe und Distanz, das er mit seinem Zwilling erlebte, sich trennen, wieder zueinander finden; er wirkte nicht glücklich dabei. Irgendwann habe ich seine Spur verloren. Ich sah ihn einige Jahre später wieder in einem Film über das besetzte Hauses, in dem er lebte. Er taucht da in einer kurzen Sequenz auf, in der er nach seinem Freund befragt wird und sagt, er sei weg; auf die Frage, wo er sei, zuckte er mit den Schultern. Durch dieses Verhältnis und die bis dahin intensivste Auseinandersetzung mit meiner Zwillingsthematik bin ich mir selbst sozusagen auf die Spur gekommen. Mir wurde klar, dass sich hinter dieser Zwillingssuche etwas verbirgt, dem zu stellen mir damals nicht leicht fiel, nämlich dass ich autistisch bin. Das bedeutete insbesondere, so habe ich es verstanden, dass ich keine Chance habe, meine Isolation zu überwinden, und niemals in meinem Leben so etwas wie einen Zwilling finden würde. Die Suche danach ergab offenbar keinen Sinn.

Einige Jahre später, zum Ende meines Mathematikstudiums, spitzte sich diese Thematik erneut zu. Ein sehr guter Freund von mir lag im Sterben und mein Partner führte zugleich eine sehr kontroverse Auseinandersetzung mit mir und meiner Lebensweise. Ich fühlte mich alleine gelassen; sowohl der Kontakt zu meinem besten Freund als auch der zu meinem Partner, entfernten mich von mir selbst. Ich hatte das Gefühl, mich von beiden distanzieren zu müssen, um bei mir zu sein. Als dann Anfang 1996 mein Partner auf einer Reise durch die USA war, hatte ich den Gedanken, dass es für mich am besten passte, alleine zu leben, wenn ich mich schon allein gelassen fühlte. Ich genoss es, alleine zu sein und keine Auseinandersetzungen mit anderen Menschen führen zu müssen. Da erhielt ich einen Telefonanruf von jemanden, der mir erzählte, dass er mich vom Sehen kennen und gerne näher kennenlernen würde. Ich hatte zwar überhaupt keine Lust, jemanden kennen zu lernen, lud ihn aber trotzdem zum Kaffee zu mir ein. Als er dann kam und ich die Tür öffnete, stand jemand vor der Tür, der etwas jünger zu sein schien als ich, mit Mütze auf und der Kapuze

seines Kapuzenpullovers drüber. Ich war gleich vom ersten Moment an von ihm fasziniert. Wir saßen dann einige Zeit zusammen und tranken Kaffee. Ein Gespräch wollte nicht so richtig aufkommen; er war ähnlich wortkarg und ungeschickt, was Smalltalk anging, wie ich. Zusammengefasst redeten wir vielleicht fünf oder maximal zehn Minuten, obwohl er mindestens zwei Stunden bei mir war. Als er ging, zog er sich wieder die Kapuze über seine Mütze, und ich beobachtete ihn danach noch durch das Fenster, bis er aus meinem Blickfeld verschwunden war. Ich bemerkte dann auch den intensiven Geruch, den er in der Wohnung hinterlassen hatte; er musste sich schon länger nicht mehr gewaschen haben. Ich mochte den Geruch. Ich hatte erfahren, dass er auf einem Bauwagenplatz wohnte und gerade dabei war, sein Schwulsein zu entdecken. Aus irgendwelchen Gründen, die sich mir zunächst nicht erschlossen, hielt er mich für einen geeigneten Begleiter für seinen nächsten Lebensabschnitt. So ungefähr hatte er es mir erläutert. Er ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Ein paar Tage später rief er wieder an, um mir zu sagen, dass ihm das Kaffeetrinken gut gefallen hätte – weil wir uns so gut unterhalten hatten. Da wir uns so gut verstehen, sollten wir uns näher kennenlernen, schloss er daraus und verabredete sich mit mir. An dem Wochenende war es sehr warm geworden und wir fuhren mit dem Fahrrad durch den Freihafen, wo wir einen kleinen Teich mit einer Art Strand fanden. Die ganze Fahrt über hatte ich nur den Gedanken, dass ich in diesen Menschen verliebt war; es war wieder dieses starke Gefühl, einen Zwilling gefunden zu haben, ohne dass ich mich dagegen wehren konnte. An dem Teich angekommen, sagte ich, „Ich muss dir etwas sagen“, und er sagte zu selben Zeit genau den gleichen Satz. Dann lachte er und sagte, „Du zuerst“. Als ich ihm sagte, dass ich ihn liebte, antwortete er, dass er mir genau das auch sagen wollte. Das war unser zweites Treffen.

So sicher wie dieses Mal war ich noch nie, den Richtigen getroffen zu haben. Wir hatten von Anfang an eine direkte Verbindung zueinander, die noch wesentlich weiter ging als mit den beiden anderen, mit denen ich solche Erlebnisse hatte. Wir brauchten in der Regel mehrere Versuche, uns anzurufen, weil wir meistens exakt zur gleichen Zeit auf die Idee kamen, den jeweils anderen anzurufen, sodass beide ein Besetzt-Signal hörten. Dazu kam, dass wir beide nicht gerne redeten und viel Zeit zusammen verbrachten, ohne miteinander zu reden. Er hatte noch weniger Gespür und Verständnis für das Verhalten anderer Menschen als ich; ich war mir sicher, dass er wie ich autistisch war. Wir hat-

ten ein aufregend schönes Jahr zusammen, in dem wir uns gegenseitig spürten und uns selbst auch im und durch den anderen. Für mich ein wirklich einmaliges Erlebnis. Dann, etwa mit dem Tod meines besten Freundes, tauchten zunehmend Irritationen auf. Er reagierte dabei auch ungewohnt abweisend, als ich einen Versuch unternahm, mit ihm über Autismus zu reden. Schließlich sagte er mir, dass unser Verhältnis für ihn nicht mehr stimmte. Ich hatte keine Idee, was er damit meinen könnte, aber sein Ton verschärfte sich von da an schnell. Am Ende schrieb er mir in einem Brief, dass ich ihn an seiner Entwicklung hindern würde und er mich zerstören müsste, um frei zu werden, seinen Weg zu gehen. Es folgten für mich ausgesprochen quälende Wochen und der Entschluss, ihn nicht mehr treffen zu wollen. Danach Depressionen, die mich eine ganze Zeit lang arbeitsunfähig machten, eine Therapie und nach drei Jahren ein Neuanfang in meinem Leben. Sieben Jahre nach der Trennung hatte ich ihn nochmal getroffen. Ich war emotional so aufgewühlt, dass ich keine Kontrolle mehr über das hatte, was ich sagte; es war ziemlich blöde. Im Verlauf des Trennungsprozesses erzählte er mir, dass er einen Bruder hätte, der so heißt wie meine erste Liebe und dass er diesen Namen für richtig bescheuert hielt. Er erzählte auch, dass der Bruder früher auch Hemden mit Rollkragenspullover trug, was er ebenfalls bescheuert fand. Diese Konfrontation mit den Zeichen des Weltenwechsels in meiner Jugend hat mir, glaube ich, tatsächlich die Tür zu einer weiteren Welt geöffnet.



Die Suche nach einem Menschen, der so ist wie ich, hat mich zu drei Menschen gebracht, mit denen ich eine Art von Verbundenheit erlebte, die ich mit niemanden sonst so erleben konnte. Der erste dieser Zwillinge, den ich als Jugendlicher quasi gefunden hatte, ist mit meinem schwulen Coming-out verbunden, der zweite, den ich als Siebenundzwanzigjähriger kennenlernte mit der Erkenntnis, autistisch zu sein, und der dritte schließlich, sechs Jahre später, damit, dass ich lernte, meinen Autismus zu akzeptieren. Das bedeutete auch, die Isolation zu akzeptieren, die ich empfand, das Gefühl, wie unter einer Glasglocke zu leben. Eigenartiger Weise verblasste dieses Gefühl in der Zeit danach zunehmend. Nicht dass ich – wie auch immer – weniger autistisch geworden wäre; ich habe eher den Eindruck, dass es mir gelungen war, meine Kindheit wieder in mein Leben zurück zu holen. Bis dahin hatte ich immer das Bild von einer Kindheit in einer abgeschlossenen, menschenleeren Welt, verletzt und traumatisiert, als eine offene Wunde, die sich seit meinem Übergang nicht mehr geschlossen hatte. Nach der Trennung von dem letzten der drei Zwillinge erkannte ich aber, dass es den Zwilling, den ich suchte, tatsächlich gibt: Es bin ich selbst, das selbst meiner Kindheit. Da hatte ich keine Glasglocke gespürt, weil mein Leben so war, wie es war und ich es so auch akzeptierte. Ich merkte erst dann auch, dass meine Kindheit in einem abgeschlossenen Cocon eine unbeschwerte Kindheit war, eine Kindheit, die sich mit den Zahlen und Zeichen beschäftigen konnte, die über die Welt staunte und sich an den unendlichen Möglichkeiten der eigenen Imaginationsfähigkeit erfreute. Sie war beides, der schützende Cocon und die isolierende Glasglocke. Aber für jemanden, der es weiß, der weiß wie sie beschaffen sind, ist es plötzlich kein Problem mehr, die Seiten zu wechseln.

Hans → → → **M** → → → **H** → → → **S** → → → **Hajo**
Cocon → → **Glasglocke** → → → → → → → **Cocon**
Selbst → → → **Isolation** → **Zwillingsschaft** → → → **Ich**
Selbst → → → **schwul** → → **autistisch** → **isoliert** → **Ich**
Liebe → → **Sexualität** → **Isolation** → **Verbundensein**

Neben dem Zwilling in mir selbst habe ich noch etwas ganz anderes gefunden, meinen Lebenspartner. Er war von Anfang an ein Nicht-Zwilling, alleine schon deshalb weil ich ihn nicht durch irgendwelche Zeichen gefunden habe, sondern mit einer systematischen Suche. Diese Suche richtete sich explizit an jeman-

den, der in der Welt der Menschen zu Hause ist und mich von dort aus stützen kann. Es sollte nicht jemand undefiniertes sein, der einerseits meiner inneren Welt entspringt, andererseits dann doch nicht, vor allen Dingen sollte er nicht ein Zwilling sein, dem es nicht gelingt, real zu werden. Mein Partner ist von Anfang an real gewesen, die Partnerschaft gekennzeichnet durch Unterschiede und Auseinandersetzungen – keine Zwillingsschaft und keine Harmonie. Dafür fühlte ich mich von ihm von Anfang an wahrgenommen und akzeptiert – und manchmal sogar ein bisschen verstanden. Alle drei Zwillinge zeigten auch Merkmale, die – allerdings eher entfernt – den Autismus anklingen ließen, der mir damals nicht bekannt war oder den ich noch nicht verstanden hatte, wie zur Zeit des letzten der Zwillinge. Es war das Stottern des ersten, die Vorliebe des zweiten für Ordnen und Sortieren, vor allen Dingen aber auch ihr Leben als Außenseiter. Der dritte Zwilling zeigte auch im Nachhinein betrachtet deutlich autistische Eigenschaften, vor allen Dingen seine selbst in meinen Maßstäben riesige Distanz zu allem Sozialen und zum Kommunizieren. Mein Partner hatte solche Eigenschaften nicht in einer solchen Deutlichkeit, auch wenn ihm das Außenseitersein durchaus vertraut war. Er ging mit meinen Eigenheiten sehr selbstverständlich um, ungewohnt selbstverständlich. Die Partnerschaft bildete für mich ein Tor, ein Rahmen, in dem ich Perspektiven und Welten wechseln lernen konnte, innen wie außen ohne Zwilling.

Hans → *m* → → → *A* → → → *h* → *s* → → *Hajo*
Cocon → *Glasglocke* → → → → → → → → → *innen = außen*
Selbst → *Isolation* → *Partnerschaft* → → → → → *Ich*
Liebe → → *Sexualität* → → *Isolation* → *Verbundensein*

Eine Topologie des Selbst

Dieses „Selbst“, in dem ich den anderen „von meiner Art“ schließlich finden konnte, ist nicht nur ein isoliertes Selbst, nicht nur der Cocon, der mich in meiner Kindheit von meiner Außenwelt abgeschirmt hat. Es ist auch ein außerordentlich sensibles Selbst, das mit allem in dieser Welt verbunden ist und diese Verbundenheit auch spürt. Bereits als Kind erlebte ich diese Verbundenheit, am ausgeprägtesten mit anderen Tieren, Eidechsen, Schnecken oder Katzen. Ich bildete mir nicht ein, mit ihnen zu sprechen, ich konnte sie spüren, wie alles andere auch, direkt und unmittelbar. Nicht zuletzt war es auch diese Sensibilität, die es für mich notwendig machte, in einem Cocon aufzuwachsen. Ich spür-

te diese Verbundenheit in meiner Jugendzeit ebenfalls sehr deutlich; so deutlich, dass es mir oft schwer fiel, mich von meiner Welt abzugrenzen. Die Nähe beispielsweise bestimmter Menschen oder von Menschen in bestimmten Stimmungen oder psychischen Verfassungen kann in mir unmittelbar und direkt körperliche Symptome hervorrufen, ein Frösteln beispielsweise. Früher fühlte ich mich dem ziemlich ausgeliefert, zumal ich häufig so etwas erlebte, ich fühlte mich offen, was damit auch korrespondierte, dass ich mich nicht verstellen konnte und auch in diesem Sinne offen war. Inzwischen habe ich gelernt, mich besser abzugrenzen; ich habe immer noch diese unmittelbare Sensibilität für andere Lebewesen, aber meistens gelingt es mir, die entsprechenden Symptome gering zu halten. So ist es jetzt nur noch ein leichtes, manchmal kaum spürbares Frösteln, während es mich früher am ganzen Körper sozusagen geschüttelt hatte. Ich hatte diese Sensibilität, die sich im Wesentlichen auf andere Lebewesen bezog, zunehmend auch auf Menschen, immer auch damit in Zusammenhang gesehen, dass es mir schwer fiel, so etwas wie ein „Ich-Sein“ zu empfinden, ein Selbst, das sich mühelos von seiner Umwelt abgrenzen kann. Und ich habe diese Sensibilität immer auch schon mit meiner Isolation in Verbindung gebracht.

Was ist dieses „Ich“, was ich bereits in meiner Jugendzeit als Kern des Unterschieds zwischen mir und den anderen Menschen gesehen hatte; jenes Ich, dem es so schwer fiel, ein „Ich-Sein“ zu empfinden? Für mich war es zunächst etwas, was ich nach meinem Übergang an anderen wahrzunehmen glaubte, aber nicht an mir. Meine eigene Perspektive nahm ich als ziemlich fragmentiert wahr, als ein Patchwork aus einzelnen Situationen, Gedanken, Bewegungen, Wahrnehmungen, aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven. Ich hatte dabei schon die Idee, dass das alles zusammengehörte, aber es kam nicht von alleine zusammen, es schien sich einem Zusammenspiel geradezu zu widersetzen. Es kostete mich ungeheure Anstrengungen, das alles zu einer zusammenhängenden biographischen Wahrnehmung zu verbinden, und es war eine weitgehend intellektuelle Leistung, während offensichtlich sich dieses Zusammentreffen des fragmentierten Wahrnehmungsstroms bei allen anderen Menschen mühelos, wie von selbst, stattfand. So mühelos, dass den meisten dieser Vorgang gar nicht bewusst ist. Als Kind lebte ich in einem Kontinuum meiner Wahrnehmungen, mein Leben war ein steter Fluss an Wahrgenommenen. Dieses Kontinuum war zugleich aber auch sich ständig verwandelnde und verzweigende

Kaskaden einzelner Wahrnehmungsinhalte, die sich mit Zeichen verbunden hatten; mit den Zeichen, die aus jener eigenartigen Welt zu mir kamen, die ich auch in den Büchern meiner Eltern fand. Ich kannte beide Perspektiven und war in der des Wahrnehmungskontinuums zu Hause. Die andere Perspektive hatte für mich etwas faszinierend Fremdes, etwas, was danach verlangte, erforscht zu werden. In den Zahlen fand ich das ideale Medium, mich dieser Welt assoziativ miteinander vernetzter Kaskaden von Begriffen, Lauten, Zeichen, Bildern und Tönen anzunähern.

Der Übergang, den ich mit elf bis zwölf Jahren vollzogen hatte, ließe sich auch als einer aus dem Kontinuum des Wahrnehmens in die Welt der assoziativen Bedeutungskaskaden beschreiben. Bei diesem Übergang ist aber etwas geschehen, was mir den Weg zurück ein für allemal versperren sollte: Ich entfremdete mich von mir selbst. Ich geriet in den Blick einer Perspektive, die verwundert und fragend auf das Selbst meiner Kindheit blickte, das selbstverständlich Teil von allem war, wie alles andere auch. Diesen Blick machte ich mir zu eigen, zu meiner neuen Heimat. Ich musste ihn aus meiner Erinnerung tilgen, um ihm wieder zu entkommen. Eine Vorahnung dieses Blicks war das Gesicht, das ich ein paar Jahre vorher gesehen hatte, das Gesicht, in dem ich meines erkannte und das sich mit der Kleidung des anderen zu einem Zeichen verband. Auffällig ist, dass mir als Kind – da bin ich mir sicher – nichts fehlte; das Fehlen eines „Ichs“, die Idee, dass da etwas sein musste, was mir sehr schwer fällt wahrzunehmen, tauchte erst nach meinem Übergang auf. Diese Idee tauchte zusammen mit der Möglichkeit auf, die Perspektive eines anderen einnehmen zu können; eine fiktive Perspektive allerdings. Sie basiert alleine auf der Vermutung, dass die anderen an einem etwas sehen, was man selbst nicht erkennen kann. Mir war früh klar, dass dem so sein musste, weil anders das soziale Miteinander, das die anderen miteinander pflegten, nicht erklärbar gewesen wäre. Es war auch offensichtlich, dass sie das, was sie an anderen Menschen sahen und was ihnen eine Zusammengehörigkeit signalisierte, auch an mir erkannten, obwohl ich nicht annähernd ein Gefühl der Zusammengehörigkeit entwickeln konnte. Der dahinter liegenden Logik, wenn alle so tun, als gehörte ich dazu, dann muss es wohl so sein, konnte ich mich am Ende dennoch nicht entziehen.

Wie funktioniert eine solche Logik, aus der es scheinbar kein Entkommen gibt, ist man einmal von ihr gefangen? Um sich auf andere Menschen beziehen zu

können, ist die Annahme notwendig, dass andere Menschen, wie auch man selbst, ein Innenleben haben, dass sich von einer äußeren Welt abgrenzt und eben nicht aus der ganzen Welt, dem Kontinuum der eigenen Wahrnehmung besteht. Gäbe es diese abgegrenzten Innenperspektiven nicht, so gäbe es auch nichts, was sich aufeinander beziehen könnte. Hätte ich keine solche Innenperspektive, würden „die anderen“ das bemerken und entsprechend reagieren, indem sich mich beispielsweise gar nicht ansprächen, weil sie mich nicht als Ihresgleichen erkennen würden. Die Tatsache, dass sie nicht so reagieren, sondern mit mir umgehen, wie mit anderen Menschen, trennt meine Innenwelt von einer äußeren Wirklichkeit ab – sobald ich in der Lage bin, diese Tatsache wahrzunehmen. Plötzlich eröffnet sich die Möglichkeit, mich in der äußeren Wirklichkeit wiederzufinden oder einen anderen in mir drin. Ich kann mich spiegeln in den Menschen um mich herum und genau das geschah mit dem Jungen aus meiner Klasse, der wie der Junge aus meiner Kindheitsvision ein Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter anhatte. Es geschah in der Folge immer wieder, immer wieder erkannte ich ein Zeichen, fand mich in einem anderen Menschen wieder, verlor mich wieder und war mit meiner ureigenen Isolation konfrontiert. So lange, bis ich dieses Spiel nicht nur durchschaut, sondern so weit durchdrungen hatte, dass ich es beenden konnte. In dieser Auseinandersetzung mit den – speziellen – anderen, in denen ich mich wiedererkennen konnte, wurde ich dieses „Ich“, was ich zugleich mit meinem Übergang als zunächst sehr brüchige Perspektive angenommen hatte. Die Zeichen dieses Ichs mehrten sich, nicht nur in der Kleidung, auch in meinen anderen Verhaltens- und Denkweisen; in gewisser Weise füllte sich dieses fremdartige „Ich“ in mir nach und nach mit Attributen anderer Menschen, insbesondere auch der Menschen, die ich zu lieben glaubte. Dadurch wurde es mir tatsächlich immer vertrauter und kam mir immer wirklicher vor.

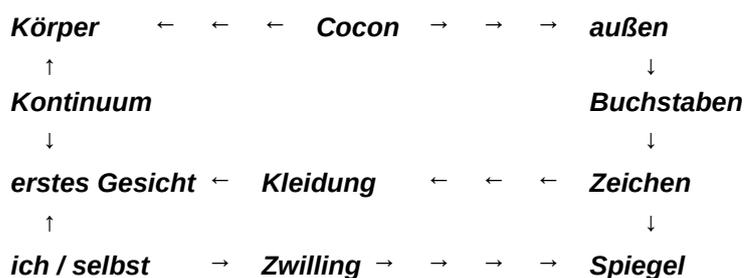
Dieses Ich bildet die Grenze zwischen der Innenwelt meiner Kindheit, dem Cocon, in dem ich aufgewachsen bin, und der Außenwelt, die ich als Elf- oder Zwölfjähriger zu entdecken begann. Zwischen diesen Welten gibt es allerdings keine Grenze; der Weg in eine dieser Welt hinein führt zugleich auch aus ihr heraus. Aus einer bestimmten Perspektive heraus betrachtet, sind beide Welten identisch, ihr Rand eine Art Spiegel, ein Hohlspiegel, der Außen wie Innen in ein und dieselbe Sphäre spiegelt. Es ist dieses Spiegeln, dieses Ich, dem ich zum ersten Mal in Gestalt des Jungen mit Mütze und Kapuze beziehungsweise

Hemd und Rollkragenpullover begegnet bin. Zugleich sind diese beiden Welten auch grundverschieden; den Jungen meiner ersten Begegnung werde ich in der äußeren Welt nie begegnen können. Ich lebe daher gleich in mehrfacher Weise in zwei Welten: Einmal dadurch, dass ich meine Innenwelt und die Außenwelt als so sehr voneinander getrennt wahrnehme, dass beide nicht miteinander kommunizieren können, genauso die autistische Welt meiner Kindheit und die andere Welt, mit der ich schließlich in Kontakt getreten bin, und die Welt meines Wahrnehmungskontinuums und die der Bedeutungen und Begriffe. Beide Welten jeweils können wegen ihrer Unterschiedlichkeit nicht miteinander kommunizieren, sind aber dennoch miteinander verbunden. Ich kann diese Verbindungen spüren: In einem Bereich unmittelbarer Wahrnehmung, jenseits von allem, was sich sprachlich ausdrücken lässt. Kommunikation und Sprache, so scheint es, benötigen immer eine Art Horizont, in dem sie stattfinden können, und diese Horizonte sind zu eng, als dass sie beide Welten in mir umfassen könnten.

Das Gefühl, mit allem direkt und unmittelbar verbunden zu sein, mich nicht abgrenzen zu können, und die Isolation, die ich verspürte, waren also zwei Aspekte ein und desselben, nämlich der Grenze, die keine ist und die als Ich anstelle eines allumfassenden Selbst getreten war. War dieses Selbst meiner Kindheit noch Teil des Kontinuums meiner Wahrnehmungen, so wie aufgelöstes Salz Teil des lösenden Wassers ist, verspürte nun ich mein Ich drinnen, nicht draußen. Es stellte sich in einen Gegensatz zu einer als fremd wahrgenommenen Außenwelt und machte auf diese Weise innen und außen für mich erst unterscheidbar. Für meine Kindheit trifft der Zen-Ausspruch „Ich bin nichts im Universum, das Universum ist in mir“ sehr gut. Es trifft auch für die Art und Weise, wie ich in der Welt bin, seit ich die Welt meiner Kindheit verlassen hatte: Aus dem Kontinuum ist eine fragmentierte Wahrnehmung geworden, das Selbst, das früher ununterscheidbar Teil des Kontinuums war, eine fraktale Struktur in dieser Welt, etwas, was jeden Ort durchdringt und zugleich in ihr auch ein Nichts ist, als wäre es nicht vorhanden. Anders als das Selbst muss dieses fragmentierte Ich sich immer wieder von neuem erzeugen, in dem es sich der Logik vergewissert, der es seine Existenz verdankt. Hinter der fragmentierten Wirklichkeit kann ich immer auch das Kontinuum meines Wahrnehmens erahnen und wenn mein Denken die Sprache vergisst, gewissermaßen

zu spielen beginnt, tauche ich ein in das Kontinuum meiner Kindheit, meistens für einen Moment, der mir wie eine Ewigkeit vorkommt.

Genau so ein Moment, den ich zeitlos, wie eine Ewigkeit erlebte, war das Auftauchen eines Gesichts in der ansonsten menschenleeren Welt meiner Kindheit. Dieses Gesicht wurde von etwas begleitet, was für es stehen konnte, woran ich es wiedererkennen würde, würde es mir jemals wieder begegnen; das glaubte ich lange Zeit. Es war eine besondere Kleidung, die diese Zeichen bildete, und das erste Gesicht, das mit diesen Zeichen, Hemd und Rollkragenpull-over, Mütze und Kapuze, verbunden war, war dann auch der erste Mensch, dem ich mich in besonderer Weise verbunden fühlte. Ich konnte schließlich die Tränen auf seiner Wange spüren, sein Gesicht als wenn es meines wäre. Ohne diese Zeichen wäre die Spiegelung, die ich als Kind erlebt hatte, ein Moment geblieben, der genauso wieder im Kontinuum meiner Wahrnehmungen verschwunden wäre, wie er aufgetaucht war. Die Zeichen machten diesen Moment aber zu etwas bleibendem, zu einer Verheißung, nämlich der, dass es eine Wiederbegegnung geben würde. Und sie kam, diese Wiederbegegnung, und nach ihr eine weitere, insgesamt drei wirkliche Wiederbegegnungen, und zusätzlich vier, die ich intensiv untersuchen musste, bevor ich bemerkte, dass sie nicht wirklich waren. Nach der letzten Wiederbegegnung wurde mir schließlich klar, dass es sich am Ende nur um mich selbst handeln kann und der verloren geglaubte Zwilling ein Spiegelbild war. Ein Spiegelbild, das versehen mit Signifikanten etwas Fremdes in meine innere Welt bringen konnte und sich als Verheißung verewigte. Die Verheißung, die Isolation zu überwinden, der ich mir mit dem Auftauchen des Spiegelgesichts erst bewusst geworden war.



Die Signifikanten, die mit dem verlorenen Zwilling, den es da draußen in der Welt irgendwo geben musste, und damit mit mir selbst verbunden waren, eröffneten mir Zugänge zu anderen Menschen wie zu mir selbst, die ich ansonsten nicht hatte. Ich konnte sie auf mich selbst beziehen, indem ich die entsprechen-

de Kleidung trug und damit mich selbst einem Menschen aus der fremden äußeren Welt ähnlich machen. Auf diese Weise wurde ich einer von ihnen, von diesen merkwürdigen Wesen, zu denen ich als Kind keine Zugehörigkeit empfinden konnte. Aber es eröffneten sich mir noch mehr Möglichkeiten: Mit den Zeichen konnte ich rechnen und Formeln bilden. So konnte ich an Hand der Wetterbedingungen, Temperatur, Wind, Regen, Sonnenschein, ermitteln, welche Hemd- und Pulloverkombinationen ich anziehen sollte. Besondere Tage waren Tage, an denen Hemd und Rollkragenpullover die aus meinen Formeln ermittelte Kleidung war; das waren Tage möglicher Begegnungen. Ganz besondere Tage waren die Wintertage, in denen es kalt genug war, um draußen eine Mütze zu tragen und die Kapuze darüber zu ziehen; solche Tage waren meistens auch Hemd- und Rollkragenpullovertage. Einmal mit der Mathematik begonnen, taten sich nicht enden wollende Möglichkeiten auf: Formeln, die die Wahrscheinlichkeit möglicher Begegnungen an Hand der Namen berechneten, der Buchstaben, die darin vorkamen oder auch der Anzahl der Buchstaben. Oder Formeln, die Geburtsdaten oder Farben mit den meinigen in Relation brachten; insbesondere auch mit der Farbe des Cocons meiner Kindheit, die ein tiefes Blau ist, ein Indigoblau.

Autistischen Menschen wird ja nachgesagt, dass sie nicht über eine intuitive „Theory of Mind“ verfügen, also intuitiv keine Vorstellungen haben, was andere Menschen denken könnten. So eine „Theory of Mind“ macht ja nur Sinn, wenn davon ausgegangen wird, dass andere Menschen ihr Innenleben in derselben Art und Weise erleben wie man es selbst erlebt. Wenn Innen- und Außenwelt gar nicht als getrennt erlebt werden, wie es in meiner Kindheit der Fall war, oder aber sich das In-der-Welt-Sein offensichtlich grundlegend unterscheidet, ist die Vermutung ziemlich abwegig, man hätte eine Vorstellung davon was und wie andere Menschen denken. Für mich kann ich sagen, dass gerade die Erfahrung, mich nicht in anderen Menschen spiegeln zu können, dieses Spiegelprinzip aber dennoch zu kennen, zu der Vorstellung brachte, es müsse ja Menschen geben, bei denen das mit dem Spiegeln funktioniert, wenn sie sich mir dazu nur genügend ähneln. Wäre ich in einer sozialen Umgebung von Menschen aufgewachsen, deren Innenleben ähnlich wie bei mir strukturiert gewesen wäre, hätte ich mit Sicherheit auch eine intuitive Theory of Mind entwickelt und nicht die Mathematik benötigt, um andere Menschen zu verstehen. Den passenden direkten Zugang zu anderen Lebewesen – wie auch Menschen –

habe ich ja, viel direkter und bewusster als viele andere Menschen, weil er nicht von einer sozial vermittelten Empathie, der Theory of Mind, überdeckt wird. Anders als diese, gibt es bei diesen direkten Verbindungen zwischen den Lebewesen keine Trennung zwischen dem Selbst und den Anderen, sie besteht ja gerade darin, dass es diese Trennung nicht gibt.

Das andere, was Autisten nachgesagt wird, ist ihre schwache zentrale Kohärenz; das heißt, dass sie ihre Welt nicht als Einheit wahrnehmen. Die Welt erscheint ja ausschließlich im Horizont des sprachlichen Denkens als Einheit; ihre Einheit wird durch die Sprache erst hergestellt und besteht ganz zentral auch darin, dass das beobachtende Ich sich davon abgrenzen kann und auch abgrenzt. Ganz anders ist die Einheit meiner Kindheit: Im Kontinuum des Wahrnehmens konnte ich mich nicht von meiner Welt abgrenzen; beides war identisch und bildete eine Einheit. Im Horizont der sprachlichen Struktur, die sich über das Kontinuum legt, zerfällt es in unzählige Fragmente. Das waren die beiden Wirklichkeitsbereiche, die ich als Kind kannte: Die vollständige Einheit der Welt meiner Wahrnehmungen, die mich selbst beinhaltete wie alles andere auch, und die sprachlich strukturierte Realität, die in lauter sich ständig ändernden Einzelaspekte zerfiel. Ich lebe immer noch in diesen beiden Wirklichkeiten, kann sie aber zunehmend besser aufeinander beziehen. Durch solche Bezüge stellt sich – brüchig und scheinhaft – so etwas wie eine Einheit her, der ich mich als Beobachter gegenüber stellen kann. Eine solche Haltung zu den Welten, in denen ich lebe, kommt mir aber nach wie vor sehr künstlich vor. Das merke ich vor allen Dingen auch dann, wenn mir auffällt, wie die Dinge aus meiner Wirklichkeit verschwinden, wenn sie aus meiner Wahrnehmung verschwinden, und wie sie als immer wieder neu erscheinen, wenn sie darin wieder auftauchen. Das Wiedererkennen von Dingen muss ich bewusst und aktiv organisieren, damit es stattfinden kann. Im Vokabular der modernen Psychologie nennt sich so etwas Objektpermanenz. Die musste ich mir als ein an sich fremdes Konzept aneignen; sie steht auch in einem gewissen Widerspruch zu meiner Wahrnehmung der Welt, in der ich lebe. Ich erlebe zwar eine Konstanz und Kohärenz meiner inneren, autistischen Welt, in der es immer noch den Cocon meiner Kindheit gibt, aber zugleich auch eine sich ständig verändernde und fragmentierte äußere Welt. Ohne Mathematik wäre diese für mich vollständig unberechenbar.

Signifikantengleiten

Die Welt, in der ich lebe, ist eine grundlegend duale Welt: Es ist die autistische Welt, in der ich als Kind lebte und die Welt der Menschen, zu der ich nach meinem ersten Lebensjahrzehnt Kontakt aufgenommen hatte. Es ist die Welt, in der ich mich mit allen Lebewesen unmittelbar und direkt verbunden fühle und zugleich die isolierte Welt, in der ich mich als das einzige Wesen „von meiner Art“ wahrnehme. Die Welt des Selbst, das ununterscheidbar Teil der Welt ist, und die des Ichs, das sich beobachtend und distanziert einer äußeren Welt gegenüber sieht. Das Wahrnehmungskontinuum und die fragmentierte Wirklichkeit. Diese Dualitäten sind im eigentlichen Sinne Komplementaritäten: Beide Aspekte gehören zusammen und stellen zwei Aspekte ein und desselben dar, sind aber derartig unterschiedlich, dass es unmöglich ist, sie aufeinander zu beziehen. Der Übergang zwischen ihnen ist wie ein Tunneln durch eine unüberwindbare Barriere; um ihn zu vollziehen, ist es notwendig für einen Moment, der zugleich eine Ewigkeit ist, aus Zeit und Raum zu fallen. Das Fallen aus Zeit und Raum ist in Wirklichkeit ein Fallen aus der Struktur, mit der ein sprachliches Denken die Wahrnehmungen organisiert, ein Fallen aus dem Netz von Signifikanten in ein Kontinuum des Wahrnehmens, wo nichts mehr voneinander unterscheidbar ist; für einen Moment, für eine Ewigkeit. Bei all diesen Übergängen erscheint immer wieder momenthaft die Struktur des Wirklichen, so wie ich es erlebe. Es erscheint als Topologie, als randlose Gebilde im Raum meines Denkens und zugleich als ein nicht endender logischer Fluss von Vergewisserungen – inmitten einer ungeheuren Flut von Assoziationen, die so schnell verschwinden wie sie wieder auftauchen. Von diesen assoziativen Kaskaden bleibt wie ein Eindruck auf der Netzhaut ein winziger Ausschnitt im Bewusstsein haften, Aspekte eines fragmentierten Daseins, die sich im Lauf eines Lebens zu einem – immer unvollständig bleibenden – Bild zusammenfügen. Ein fluktuierendes Bild, das niemals stillsteht, ein Bild aus gleitenden Signifikanten – die allesamt mit Erfahrungen aus dem Wahrnehmungskontinuum verknüpft sind. Mitteilbar ist dieses Bild nicht, nicht einmal Fragmente des Bildes; mitteilbar sind lediglich die Signifikanten, die wie Schaum auf einer Flüssigkeit die Bilderflut überdecken und in einem Geflecht von Bezügen versuchen, so etwas wie Sinn herzustellen.

Signifikant des Signifikanten

Oberflächlich betrachtet hat Kleidung die Funktion, ihre Träger zu schützen: Vor Kälte oder Nässe, vor Verletzung oder auch vor den Blicken der anderen. Ein Blick auf die Kleidung, die bei unterschiedlichsten Gelegenheiten getragen wird, macht aber deutlich, dass diese Schutzfunktion nicht die einzige, ja noch einmal die wichtigste ist. In modernen, individualisierten Gesellschaften, in denen es keine Instanzen mehr zu geben scheint, die sie repräsentieren und damit festlegen, wie sie gesehen werden möchten und an welchen Leitvorstellungen sie sich orientieren sollen, drückt sich dies in einer anderen Funktion von Kleidung aus, als in anderen Gesellschaften. Militarisierte Gesellschaften, wie beispielsweise die nationalsozialistische im deutschen „Dritten Reich“, zeigen sich dagegen auch in der Kleidung als einheitlich. Hier gibt es eine repräsentierende Instanz, die die Leitbilder der Gesellschaft vorgeben. Das äußert sich auch in der Kleidung, die die Menschen tragen. Die Kleidung der Menschen in individualisierten Gesellschaften, zeigt sich auf eine andere Weise. Zum einen drückt sie das Bestreben der Menschen, sich abzusetzen – und individuell zu sein, zum anderen dazu zu gehören – zu Teilen oder Aspekten dieser Gesellschaft, die als Ganzes nicht fassbar ist. Daher ist die Kleidung der Menschen in modernen Gesellschaften zwar im Detail heterogen im Großen und Ganzen dann doch erstaunlich uniform. Sie sagt etwas über die Gesellschaft aus, auch über die Individuen, die sie tragen, am meisten aber über das Verhältnis von beidem.

Die soziale Funktion von Kleidung bestand in früheren Gesellschaften, etwa in der griechisch-römischen Antike, mutmaßlich darin, die soziale Stellung ihrer Träger auszudrücken und öffentlich zu zeigen, Bürger oder Gutsherr, Ober- oder Unterschicht, Sklave oder Freier und nicht zuletzt Mann oder Frau. Die mittelalterliche europäische Ständegesellschaft kannte gemäß den möglichen Stellungen in der Gesellschaft ein umfassendes und ausdifferenziertes System von Kleiderordnungen. Den Kleidungen dieser Gesellschaften ist gemeinsam, dass sie die aktuelle sozialen Stellungen ihrer Träger zeigten. Stellungen, die in der Regel starr waren und die die Menschen meistens lebenslang innehatten. Mit dem Bürgertum kam die Vorstellung auf, dass zumindest innerhalb einer Teilgesellschaft es den Individuen möglich war, ihre soziale Stellung zu verändern, vor allen Dingen auch sozial aufzusteigen. Entsprechend änderte sich

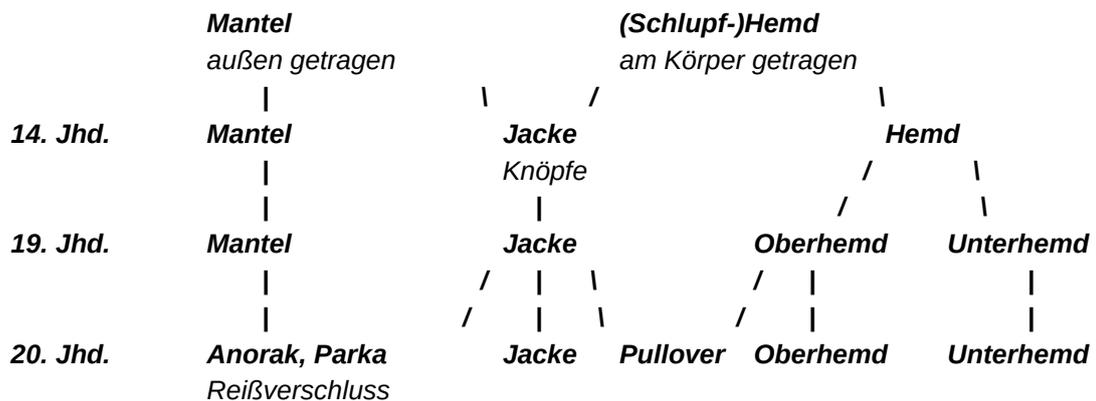
auch die Art und Weise, sich zu kleiden, indem sie immer weniger Ausdruck der sozialen Position ihrer Trägerin oder ihres Trägers war, als vielmehr ihres oder seines (sozialen) Bestrebens. In dieser kurzen Betrachtung beschränke ich mich auf Männerkleidung, weil sie die Analyse meiner Kleidungsgewohnheiten vorbereiten soll.

Das bürgerliche Kleidungsstück schlechthin ist der Anzug. Er verbreitete sich – in unterschiedlichen Formen – ab dem frühen neunzehnten Jahrhunderts und löste die farben- und schmuckreiche Kleidung der männlichen Oberschicht ab. Die neue bürgerliche (und nach wie vor männliche) Oberschicht grenzte sich mit diesem vergleichsweise schlichten Kleidungsstil von Adel und Klerus ab. Der neue Kleidungsstil soll die Gleichheit der (männlichen) Menschen betonen und wurde zur Standardkleidung, die weitgehend alle Männer trugen. Ihre soziale Stellung korrespondierte dann mit der Qualität und dem Zustand der Kleidung, die aber immer auch das Bestreben ihrer Träger abbildete. Für Männer die mit ihrer zerrissenen Kleidung anzeigten, dass sie keine soziale Aufstiegsorientierung haben, bürgerte sich der Begriff „Lumpenproletariat“ ein. Eine solche standardisierte Kleidung steht für eine durchlässige Gesellschaft, insbesondere für das Versprechen, dass ein Arbeiter zum Firmenchef werden kann, wie er seinen billigen Anzug gegen einen teuren tauschen kann. Noch mehr, vor allen Dingen auch expliziter, war die Kleidung des Militärs standardisiert. Da das Militär in den europäischen Gesellschaften eine große Rolle spielte, blieb dies nicht ohne Einfluss, insbesondere nicht in Preußen.

Mit der Romantik entstand im 19. Jahrhundert auch eine Bewegung, die sich versuchte, von gesellschaftlichen Standards abzugrenzen und im Individuellen ein Idealbild zu finden. Im Spannungsfeld zwischen Individualität und Anpassung stellte sie nur nuanciert eine Umorientierung dar, im Kleidungsstil des Dandys etwa, der ebenfalls einen Anzug trug, mit diesem aber seine Individualität und soziale Unabhängigkeit betonte. Hinsichtlich der Kleidung waren ebenfalls in diesem Jahrhundert die aufkommenden Sportbewegungen deutlich radikaler. Ihre Kleidungsakzente drangen erst nach dem zweiten Weltkrieg in breitere Gesellschaftsbereiche vor. Die Betonung des Individuellen im 19. Jahrhundert veränderte die Gesellschaften dennoch fundamental, was einen starken Ausdruck in der Ende des Jahrhunderts aufkommenden Psychoanalyse fand. Mit dem ersten und zweiten Weltkrieg war über Europa hinaus militärische Uniformität das Leitbild der Gesellschaften schlechthin. Für Individuelles war da

kein Platz, die Menschen hatten sich dem kollektiven Willen, der in Form eines Königs, eines Kaisers, eines Führers oder vergleichbaren Machthabers repräsentiert wurde. Mit dieser Vereinheitlichung ging die Stigmatisierung und Kenntlichmachung derjenigen einher, die nicht als zugehörig betrachtet wurden.

Historisch sind Hemd als „Schlupfhemd“, als direkt am Körper getragenes Kleidungsstück, und Mantel als äußeres, idealerweise wetterfestes Kleidungsstück, recht alt. Das Hemd erhielt im europäischen Mittelalter Bünde und Kragen und schließlich auch Knöpfe. Mit der Verbreitung der Knöpfe ab dem 14. Jahrhundert kam die Jacke auf, die zunächst typischer Weise von Bauern oder bei der Jagd getragen wurde. Obwohl der Reißverschluss bereits Mitte des 19. Jahrhunderts erfunden wurde, verbreitete er sich erst im zwanzigsten. Zunächst kam er ab den 1920ern für wetterfeste Kleidung zum Einsatz. Erst im 19. Jahrhundert wurden Unter- und Oberhemd unterschieden; im Kontext des Sports tauchte hier auch erstmals der Pullover auf. Damit wurde erst die Grundlage für eine Ausdifferenzierung von Kleidungsschichten gelegt:



Auch Mütze und Kapuze wurden erst in der Neuzeit voneinander unterschieden. Sie haben ihren Ursprung in der mittelalterlichen Gugel, eine Kombination aus Schlupfmütze und Poncho. Die Begriffe „Mütze“ (arabisch) und „Kapuze“ (lateinisch) haben ihren Ursprung in Begriffen, die solche ponchoartigen Kleidungsstücke bezeichneten. Im Mittelalter war die Gugel ein Kleidungsstück für Bauern und Handwerker. Als sie danach in höheren Gesellschaftsschichten getragen wurde, entstanden ab dem 15. Jahrhundert Varianten ohne Ponchokragen, was in der heutigen Zeit Mütze heißt. Kapuzen, die fest an Mänteln, Jacken oder Pullovern angebracht sind, kamen erst ab der zweiten Hälfte des 19.

Jahrhunderts auf; Kapuzenpullover ab den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts.

Die äußere Schicht ist dabei nicht nur die, die den Umweltbedingungen trotzt, während die innere sich auch gut am Körper anfühlen soll. Sie auch diejenige, die von anderen gesehen wird, die soziale Markierung des selbst. In der Kleidung, wie sie bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts getragen wurde, war diese Schicht in der Regel auch geschlossen, sodass das darunter Getragene nicht sichtbar war. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurde sie zunächst immer offener getragen, das Unterhemd wurde immer sichtbarer, bis es schließlich alleine getragen wurde, oder als äußere Schicht über etwas anderem. Nach dem zweiten Weltkrieg weicht das bis dahin dominierende Bestreben, sich dem Kollektiv anzupassen, einer Überhöhung der eigenen Individualität. Das drückt sich auch in einer Kleidung aus, die dem Sport entlehnt ist, einer Aktivität, die anders als Arbeit oder Krieg den eigenen Körper adressiert. Der Körper erscheint damit als Ort der eigenen Individualität und die ihn bedeckende Kleidung als deren Ausdruck. Eine Individualität im Spannungsfeld des Bestrebens, dazu zu gehören und zugleich sich abzugrenzen. Die Kleidung wird damit zum Ausdruck der Gesellschaft und ihrer Individuen zugleich.

So ist die unmittelbare Nachkriegszeit in Deutschland von dem Bestreben geprägt, den zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus durch Vergessen ungeschehen zu machen; eine Zeit der kollektiven Verdrängung. Dazu passt die in den 1950er Jahren aufkommende Vorliebe für ferne, exotische Länder, aber auch für die USA, die mit Jazz und Rock and Roll eine politisch weitgehend neutrale und unproblematische Kultur anbietet. Das T-Shirt, das als Unterhemd sichtbar unter einem offenen Hemd getragen wird, lässt in einem nach wie vor uniformen Alltag das Individuelle erahnen; die Jeans wird zur Arbeitskleidung für Freizeitbeschäftigungen. Der Fokus auf die Freizeit, auf die Zeit der (vermeintlichen oder wirklichen) Entfaltung der eigenen Individualität erscheint in dieser Zeit als kollektive Aufgabe. Ein Individualismus, der aber oberflächlich bleibt und nur mühasam verdecken kann, dass der uniforme Alltag und die normative Starre der Gesellschaft noch lange nicht überwunden war und das Verdrängte wach hält.

Die Protestbewegungen der 1960er Jahre knüpfen an diesem Widerspruch an und treiben ihn auf die Spitze, indem sie kollektive Utopien mit einer Überhö-

hung des Individualismus verbinden. Die Kleidung dieser Bewegungen kontrastiert deutlich mit den zu dieser Zeit gängigen Normen. Phantasievolle, selbstgemachte und bunte Kleidung wird zum Ausdruck eines Selbst, das sich als Individuum im Gegensatz und Kontrast zur vorgefundenen Gesellschaft wahrnimmt. Die Widerstandsbewegungen, die den Protestbewegungen entsprangen, versuchten die Kluft zwischen kollektiven und individualistischen Utopien auf unterschiedliche Weise zu schließen; meist durch eine Radikalisierung kollektiver Ansprüche, oder indem ihre politischen Ansprüche nicht mehr das Ganze erfassten und dem Individuellen damit einen Platz ließen. Für das Kollektive im Individuellen steht als Kleidungsstück der dem Militär entlehnte Parka wie kein anderes. Vor allen Dingen findet in den 1960er und 1970er Jahren eine bemerkenswerte Verbreitung von Sportkleidung im Alltag statt. Der Turnschuh steht als Sinnbild für diese Entwicklung. Die Individualität, die sich darin ausdrückt, ist wiederum Ausdruck einer kollektiven Utopie, des Ideals einer Gemeinschaft, die sich im politischen Kampf wiederfindet oder aber in der (kollektiven) Beschäftigung mit dem eigenen Körper, in dem das Individuelle verortet wird. Auf diese Weise gerät die Individualität geradezu zu einer Religion, zu einem Heilsversprechen einer Kollektivität, die das Individuum erst zu seiner vollen Entfaltung bringt.

Gegen dieses Heilversprechen bleiben kulturelle Gegenbewegungen nicht aus. Insbesondere die Punkbewegung, die mit ihrem anarchischen Habitus kollektiven Utopien generell eine Absage erteilt, zerreißt das Bild einer mit kollektiven Ansprüchen verträglichen Individualität. Dies drückt sich in einer entsprechenden Kleidung aus, die nicht nur zerrissen daher kommt, sondern auch in Farben und Formen, die als Antithese zu denen der Hippiebewegung verstanden werden können und einen individualistischen Kriegertyp skizzieren: Bewehrt mit Nieten, den eigenen Körper missachtend und am Ende unter einer schwarzen Oberfläche verschwindend. In dem radikalen Individualismus, für den diese Bewegung steht, verschwindet das Individuum genauso wie die kollektiven Utopien in einer Geste der umfassenden Negation. Was bleibt, ist eine leere Hülle, eine Äußerlichkeit, in der nichts mehr drinsteckt, in der es nichts mehr jenseits der Oberfläche gibt. Die Kleidung der 1980er und 1990er Jahre gerät damit auch immer mehr zu einer Verhüllung. Sie ist so weit, dass der Körper darin nicht mehr erkennbar ist, oder sie verhüllt den Körper weitgehend unter Mütze und Kapuze oder legt sich Schicht für Schicht übereinander, sodass unter der

Oberfläche nur eine weitere Oberfläche zu finden ist. Die Anleihen aus anderen Betätigungsbereichen, aus Sport und Militär zeigen sich ebenfalls als leere und oftmals auch dysfunktionale Hüllen. Der Individualismus wird zum Ausdruck der Gesellschaft schlechthin und gerät zu einer individuellen Kollektivität, die jeder einzelne in jedem Moment dar- und herstellt: als leere Hülle. Ebenso wie die Kleidung wird die Sprache zu einer leeren Hülle zu einer Oberfläche, hinter der nichts reales vorgefunden werden kann. Es wird schließlich dort auch nicht mehr erwartet. Das Drängen des Individuums nach dem Zerfall kollektiver Utopien setzt eine Dynamik in Gang, an dessen (vorläufigem) Ende es zu einer kollektiven Hülle wird.

Das Verhältnis zwischen Kollektiv und Individuum, der Wandel des Verhältnisses in der europäischen Nachkriegszeit, lässt sich exemplarisch im Verhältnis von Hemd und Unterhemd zueinander aufzeigen:

Hemd		Unterhemd		Gesellschaft	Individuum
Position	Modus	Position	Modus	außen	innen
<i>drüber</i>	<i>geschlossen</i>	<i>drunter</i>	<i>unsichtbar</i>	<i>sichtbar</i>	<i>verborgen</i>
<i>drüber</i>	<i>offen</i>	<i>drunter</i>	<i>sichtbar</i>	<i>sichtbar</i>	<i>erkennbar</i>
<i>–</i>	<i>–</i>	<i>drüber</i>	<i>sichtbar</i>	<i>verschwunden</i>	<i>sichtbar</i>
<i>drunter</i>	<i>–</i>	<i>drüber</i>	<i>sichtbar</i>	<i>innen</i>	<i>außen</i>
	<i>einfarbig</i>		<i>Ornamente</i>		
	<i>Standardmuster</i>		<i>Text, Bilder</i>		

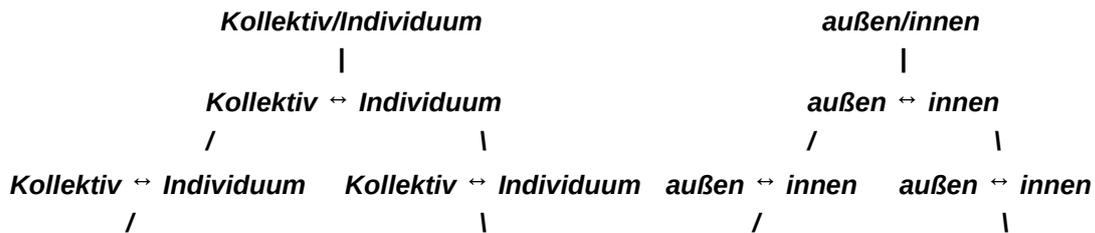
Nicht nur Hemd und Unterhemd, auch Jacke, Pullover und Hemd haben ihre Rollen mit der Zeit geändert. Das Hemd, eigentlich das körpernahe Kleidungsstück wird zum Oberhemd, unter dem ein Unterhemd getragen wird, und schließlich zur Jacke, einem dem Außen zugewandten Kleidungsstück. Der Pullover, eigentlich zwischen Hemd und Jacke, kann sowohl die Rolle einer Jacke einnehmen als auch die eines Ober- oder Unterhemdes :

über oder Hose			in der Hose		
Jacke	über		Hemd	Außenschicht über Innenschicht	
Jacke	über	Pullover	über	Hemd	Außen- und Innenschicht getrennt
Jacke	über	Hemd	über	Pullover	Innenschicht und Körper getrennt
Hemd	über	Pullover			Innenschicht über Außenschicht

An der Kleidung werden Strukturen an der Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft erkennbar. Sie besteht in dem Spannungsfeld zwischen ihnen, zwischen einem dem Kollektiv zugewandten Besprechen und einem sich abgrenzenden. Dieses Spannungsfeld drückt sich aus als eines zwischen dem, was als eigene Individualität und was als gesellschaftliche Norm empfunden wird. Kleidung zeigt damit einen Kompromiss zwischen dem Wunsch, aufzufallen und als Individuum wahrgenommen zu werden, und dem Bestreben nach Zugehörigkeit. Sie befindet sich geradezu an der Schnittstelle zwischen beidem, da das darzustellende Individuum als der eigene Körper in Erscheinung tritt. Da es in einem materiellen Sinne nicht vorhanden ist, bedarf es einer Verhüllung, um real zu werden. Kleidung ist sozusagen die Hülle des Vakuums, an dessen Stelle die eigene Individualität, die eigene Person, das selbst vermutet wird. Da Kleidung eine solche Funktion ausschließlich in sozialen Kontexten und als soziale Codes erfüllen kann, umhüllt sie auch das Vakuum, an dessen Stelle sich manche eine zentrale Repräsentanz der Gesellschaft wünschen. Kleidung zeigt dabei weniger den aktuellen Zustand dieser sozialen Phänomene (Individuum und Kollektiv), als mehr deren Streben und damit deren Dynamik.

Mit dem Wegfall von Institutionen, die den Anspruch einer zentralen Repräsentanz der Gesellschaft erheben, drängt die Utopie der eigenen Individualität nach außen und erzeugt so eine Dynamik, in der Gesellschaft – und das jeweils eigene selbst – immer fragmentierter erscheinen und beständig an Kohärenz verlieren. Was bleibt, ist eine Hülle, ein Anzug mit weißem Hemd und Krawatte, eine Boxershorts als kurze Hose mit einem weiten, bedruckten T-Shirt, eine Tarnhose und ein ein olivgrüner Parka, unter dem ein dunkler Rollkragenspullover zu sehen ist, ein Kapuzenspullover mit Mütze unter der Kapuze und eine weite Hose. Ein Signifikant, aber wovon? Seines selbst, dem Prozess des Signifizierens. In diesem Prozess, das zeigt ein oberflächlicher Blick auf die Entwicklung von Kleidungsstilen in der europäischen Nachkriegszeit, erscheint die Zeit als etwas, was sich immer weiter auffächert, was fragmentiert und zugleich wiederholt; das Bekannte in unbekanntem Gewand zur Darstellung bringt. Dies lässt sich in vielen anderen Bereichen, die als Teil des kulturellen Lebens wahrgenommen werden, in analoger Weise aufzeigen. Ganz besonders in der Art und Weise, wie sich Kommunikation und Kommunikationsmedien in der Nachkriegszeit entwickelt haben. Auch hier bleibt am Ende nur die

Hülle, der Lärm, der das Vakuum füllt, in dem das stattfindet, was Menschen als ihre Biographie erleben. Gesellschaft wie selbst sind nicht fundiert und erfahren in dem Moment, wo ihr Verhältnis zueinander nicht starr und restriktiv geregelt ist, eine Dynamik, in deren Verlauf Wirklichkeit immer weiter fragmentiert. Sie haben kein Fundament und sind somit auch nicht real. Ihr Erleben ist nichts anderes als ein Erleben der Zeit.



Kleiderordnungen

vor dem Weltenwechsel:

bequem ↔ unbequem

Der Zeit, den 1960er Jahren, entsprechend war ich als Kind, insbesondere im Vorschulalter, oft gekleidet wie ein kleiner Erwachsener. Auf den Kindheitsfotos bin ich mal in weißem Hemd, Anzughose und Anzugjacke zu sehen, oder auch mal mit Latzhose und ähnlicher Kleidung. Das einzig legere, was ich damals scheinbar hatte, waren die Schlafanzüge. Kleidung war für mich früher im Wesentlichen unbequem und vor allen Dingen kratzte sie, weil sie aus Kunstfaser oder Wolle war. Das Kratzen von Hose und Pullover konnte ich manchmal als Mittel gegen meine inneren Spannungen nutzen, meistens war es einfach nur unangenehm. Während meiner Grundschulzeit trug ich mehr und mehr bequemere Kleidung aus Baumwolle; Nickipullover und Flanellhemden mochte ich besonders gerne, weil sie besonders weich auf der Haut waren. Durchaus auch der damaligen Zeit gemäß, gab es für mich als Kind eine klare Ordnung, was Kleidung betraf. Hemden gehörten dabei immer nach innen, da kam nie etwas drunter außer einem Unterhemd, das ja deswegen so heißt. Jacken waren Jacken mit Kragen und Knöpfen; das war die unbequeme Kleidung, die drückte und kratzte. Die bequeme Kleidung bestand aus T-Shirts, Pullovern und Schlafanzügen.

nach dem Weltenwechsel:

fremd / selbst

braun / rot	↔	blau	→	indigo
Unterhemd			→	T-Shirt
Hemd	↔	Pullover	→	Rollkragenpullover und Hemd
Jacke	↔	Anorak	→	Parka mit Kapuze
Anzughose	↔	Cordhose	→	Jeans, blaue Cordhose

Mit meinem Weltenwechsel habe ich eine weitere duale Kleiderordnung entwickelt: Kleidung, die ich tragen wollte und in der ich mich auch sehen wollte, und Kleidung, die ich ausschließlich meiner Eltern wegen zu bestimmten Anlässen trug. Die Kleidung, die ich meiner Eltern wegen trug, war im Vergleich zu meiner Kindheitskleidung erheblich bequemer geworden. Sie bestand aus bunten Hemden, Cordhosen und Jacken, die allerdings keine richtigen Knöpfe mehr hatten, sondern Druckknöpfe. Die Jacken und Mäntel, die ich bis dahin hatte, waren alle mit Knöpfen. Farblich war diese Kleidung in rot und braun gehalten. Die Kleidung, die ich mochte, war dagegen blau; sie bestand vorzugsweise aus Jeanshosen, Pullovern mit oder ohne Rollkragen und einem Anorak mit Reißverschluss. Anders als vor dem Übergang war mir meine Kleidung überhaupt nicht mehr egal. Ich begann mich in ihr zu sehen, und umgekehrt sie als einen Teil von mir wahrzunehmen. Die Kleiderordnung, die noch meine Kindheit bestimmte, war nach dem Weltenwechsel eine fremde Ordnung geworden, der ich eine eigene Ordnung entgegensetzte. In dieser neuen Ordnung war das Hemd außen; ich trug es dann immer mindestens mit einem T-Shirt darunter, am liebsten mit einem Rollkragenpullover. Hosen boten in meiner Kindheit und Jugendzeit nur wenige Variationsmöglichkeiten. Da gab es die Anzughosen, die ich ab meiner frühen Jugend nicht mehr getragen hatte, Jeanshosen in blau und zunächst als typische „Sonntagshosen“ Cordhosen. Als die Farbe blau für mich mehr Bedeutung erlangte, etwa in der Zeit zwischen meinem schwulen Coming-out und dem Abitur, war eine dunkelblaue Cordhose meine Lieblingshose, die ich in meiner Abiturzeit am liebsten zusammen mit einem fast gleichfarbigen Pullover anhatte.

Nach dem Abitur:

blau	→	schwarz-weiß / orange	→	braun, grün
T-Shirt	→	T-Shirt mit Nahten außen		
Hemd	→	Hemd, Pullover	→	T-Shirt mit Aufdruck
Parka	→	Kapuzenpullover	→	Mütze und Kapuze
Jeans	→	selbst gemachte Hosen	→	Tarnhosen

Nachdem sich Hemd und Rollkragenpullover zu Zeichen meiner Isolation verwandelt hatten, kehrte ich zur bequemen Kleidung meiner Kindheit zurück. T-Shirts und Kapuzenpullover wurden dann recht bald zu meiner Standardkleidung, da sie zum einen angenehm zu tragen sind, ich mich zum anderen in ihnen sehr gut wiedererkennen kann. Es stellte sich heraus, dass sie sich ideal dazu eigneten, meine zweite Haut zu sein. Ich machte es mir auch zur Gewohnheit, immer ein T-Shirt unter der anderen Kleidung zu tragen, auch unter einem anderen T-Shirt. – außer bei sehr warmen Temperaturen. Das innere T-Shirt trug ich auch „links herum“, also mit den Nahten nach außen. Bereits in meiner Jugend hatte ich aus der Kleidung die Etiketten entfernt, weil sie sich irritierend anfühlten. So drücken auch die Nahten nicht mehr, was deutlich angenehmer ist, als die Nahten direkt auf der Haut zu haben; insbesondere im Schulterbereich. Auf diese Weise hat sich wieder eine duale Ordnung gebildet, in der klar ist, welche Kleidung die innere Schicht bildet und welche die äußere. Die T-Shirts, die die innerste Schicht bilden, sind einfarbig, ohne Muster und ohne Aufdruck, während die äußeren T-Shirts Aufdruck oder Muster haben. Zwischen die T-Shirts kann bei entsprechenden Temperaturen schon einmal ein Pullover kommen, während die Kapuzenpullover meistens wie Jacken die äußerste Kleidungsschicht bilden. Kurze Zeit zog ich auch über sie ein T-Shirt oder manchmal ein Hemd. Besonders mit Hemd schlüpfte ich dann sozusagen in die Haut meiner frühen Jugend, was sich manchmal interessant, meistens aber merkwürdig anfühlte.

Gleiten: Schichten

1. Schicht:	Unterhemd	→	T-Shirt	→	T-Shirt
2. Schicht:	Hemd	→	(Pullover)	→	(Pullover)
3. Schicht:	(Pullover)	→	Hemd	→	T-Shirt
4. Schicht	Jacke	→	Anorak, Parka	→	Kapuzenpullover

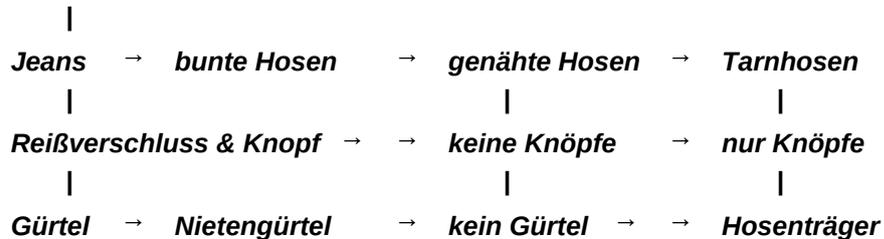
Erst nach meiner Abiturzeit begann ich sozusagen das Variationspotenzial von Hosen zu entdecken, in Form von bunten und gemusterten oder zerrissenen und selbst genähten Hosen. Besonders gerne hatte ich dabei auch Hosen mit Taschen an den Hosenbeinen. Was mich in meiner Jugendzeit an Hosen immer gestört hatte, war die Kombination aus Reißverschluss und Knopf, den sie zum Verschließen hatten. Ich trug die Hosen daher meistens mit Gürtel, der in erster Linie den Zweck hatte, den Hosenknopf zu verstecken. Erst in der Zeit nach meinem Abitur, als ich anfang, überwiegend bunte oder gemusterte Hosen zu tragen, war der Hosenknopf wieder sichtbar. Ich trug da zwar auch Gürtel, meistens Nietengürtel, aber so, dass sie nicht mehr durch die Gürtelschlaufen gehalten wurden. Die Hosen, die ich selbst nähte, hatten meistens nur einen Reißverschluss und keine Knöpfe mehr, allenfalls Druckknöpfe; eine meiner selbst genähten Hosen wurde ähnlich wie Schuhe geschnürt. Mit der Zeit konnte ich mich auch weitgehend an die Kombination von Knopf und Reißverschluss gewöhnen, sodass ich solche Hosen auch ohne Gürtel tragen konnte.

Der zweite Zwilling, dem ich 1990 begegnet bin, hatte eine schwarzweiße Armeehose, was mich ziemlich faszinierte. Allerdings trug er sie so gut wie nie. Da solche Hosen nicht nur den Bedeutungsanklang zum Militär haben, sondern zumindest damals auch gerne mit eher rechtsradikal eingestellten Menschen in Verbindung gebracht wurden, schreckte ich lange Zeit davor zurück, mir so eine Hose zuzulegen. Erst beim Schreiben von „Jan-Jan oder anders anders“ entwickelte ich den Gedanken, dass es ja nicht meine Bedeutungen waren, die die Tarnhosen sozusagen belasteten. Meine Bedeutung für diese Hosen ist eine andere: Da geht es um die Tarnung, was die Hosen dadurch erreichen, dass sie schematisch das Außen darzustellen versuchen. Anders als die blauen Jeans und Cordhosen in meiner Jugendzeit, die aus meinem Inneren die Farbe des Cocons nach außen tragen, bringen die Tarnhosen die Farben des Außen nach innen. Mit dem Schreiben von „Jan-Jan“, wo mein Alter Ego bereits kurz nach seiner Abiturzeit Tarnhosen für sich entdeckte, legte ich mir meine erste Tarnhose zu; weitere folgten. Anders als alle anderen Hosen, die ich bis dahin getragen hatte, sind diese Hosen komplett geknöpft. Auch die Taschen werden mit Knöpfen verschlossen. Das passte nach meinem Empfinden gut, sodass es keine Notwendigkeit mehr gab, Gürtel zu tragen. Statt dessen lassen sich diese Hosen gut mit Hosenträgern tragen, die ebenfalls angeknöpft werden. Die Tarnhosen haben daher auch alle Hosenträgerknöpfe. Neben den

Tarnhosen habe ich auch einfarbige Armeehosen und Pfadfinderhosen; alle mit Knöpfen am Hosenbund.

Gleiten: Hosen

Anzughosen → **Cordhosen**

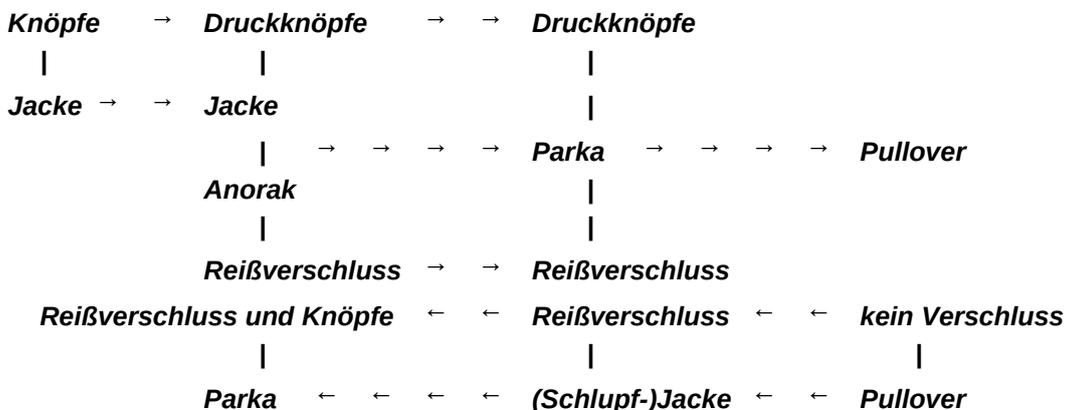


In meiner Kindheit trug ich häufig Jacken oder Mäntel, die Anzugjacken ähnelten; ich war meist wie ein kleiner Erwachsener gekleidet, wie es damals in den 1960-er Jahren wohl üblich war. Nachdem mit meinem Weltenwechsel mir meine Kleidung wichtig wurde, trug ich am liebsten Anoraks statt Jacken und Mäntel. Die hatten alle einen Reißverschluss und nicht wie die Jacken und Mäntel zuvor Knöpfe. Als Kompromiss mit den Ansprüchen meiner Eltern trug ich zu besonderen Anlässen, zu denen allerdings bereits ein gemeinsamer Spaziergang gehörte, Jacken mit Druckknöpfen, später welche mit Reißverschluss. Mit vierzehn bekam ich einen olivgrünen Parka, abgesehen von einer gelben Regenjacke das erste Kleidungsstück mit einer richtigen Kapuze. Er hatte mit Reißverschluss und Druckknöpfen einen doppelten Verschluss, wodurch sich das Gefühl, eingepackt zu sein, beim Tragen deutlich verstärkte. Am meisten wurde dieses Gefühl aber durch die gefütterte Kapuze verstärkt, die ich gerne auf hatte, am liebsten mit einer Mütze darunter. So, mit der Kapuze auf, fühlte sich meine Kleidung fast so an wie der Cocon, in dem ich in meiner Kindheit lebte. Sie vermittelte mir ein Gefühl der Geborgenheit und schirmte mich oben drein ein wenig von dem Lärm „da draußen“ ab. Um meine Abiturzeit herum trug ich den Parka immer seltener; Anoraks trug ich zu der Zeit nur noch beim Skifahren und Jacken bei offiziellen Anlässen, wie der Abiturfeier. Statt dessen begann ich, im Winter mehrere Pullover übereinander zu tragen, wie es der Junge aus meiner Klasse auch tat, in den ich zu dieser Zeit verliebt war. Manchmal kombinierte ich das mit ein oder zwei Hemden, die ich allerdings immer in die Hose steckte. „Lose“, über der Hose trug ich Hemden nie; dann wären sie ja wie Jacken gewesen. Ich entdeckte bald Kapuzenpullover als Kleidungsstücke, die mir ähnlich wie der Parka ein Cocon-Gefühl vermitteln konn-

ten. Damals zog ich mir allerdings nur dann die Kapuze über den Kopf, wenn es sehr kalt war. Mützen hatte ich in dieser Zeit keine mehr, weil ich nur noch Baumwollkleidung auf der Haut trug und die meisten Mützen nicht aus Baumwolle waren.

Das änderte sich als ich 1990 meine erste schwere Nebenhöhlenentzündung bekam; sie hatte lebensbedrohliche Ausmaße erlangt. Daraufhin kaufte ich mir eine Mütze aus Baumwolle und auch eine Schlupfjacke aus Fleece, die etwas winddichter war als die Pullover. Zu dieser Zeit nähte ich mir auch selbst eine Jacke aus Postsäcken, allerdings ohne Kapuze. Genauso wie mein Klassenkamerad mit den indigoblauen Augen hatte ich auch eine Weste, die ich über den Pullovern tragen konnte. Am Häufigsten trug ich in jener Zeit aber nur Pullover; im Winter mit Kapuze auf und bei kälteren Temperaturen oder Wind mit einer Mütze darunter. Als ich begonnen hatte, „Jan-Jan oder anders anders“ zu schreiben, tauchte der Parka aus einer Jugendzeit wieder in meiner Erinnerung auf. Meine Eltern hatten ihn in der Zwischenzeit in die Altkleidersammlung gegeben. In den Jahren, in denen ich den Roman geschrieben hatte, kam mir immer wieder der Parka in den Sinn; ab und zu sah ich einen in einem Second-hand-Laden und probierte ihn an. Schließlich entschied ich bei einer dieser Gelegenheiten, den Parka, den ich anprobiert hatte auch zu kaufen. Es ist ein „echter“ Bundeswehriparka, wie der meines Alter Egos in dem Roman, mit Reißverschluss und Knöpfen. Er war etwas anders als der Parka meiner Jugendzeit, aber das passte dennoch, zumal auch mein Roman nicht einfach versucht, meine Biographie nach zu erzählen, sondern sie zu rekonstruieren und in mein aktuelles Leben einzubetten.

Gleiten: Jacke / Anorak



Mit meinem Weltenwechsel bekam die Farbe meiner Kleidung eine große Bedeutung. Meine Farbe war blau; als Kind trug ich dagegen Kleidung, die einem Farbspektrum grau – braun – rot entsprach. In meiner Jugend gab es immer den Konflikt, dass ich blaue Kleidung bevorzugte, aber mein Körper diese Farbe nirgendwo widerspiegelte; meine Augen sind braun. Als ich glaubte, den ersten Zwilling gefunden zu haben, bestätigte sich für mich Blau als geeignete Farbe für meine Kleidung, da dieser Zwilling ebenfalls blaue Kleidung bevorzugte – und blaue Augen hatte. Alle, die in den Verdacht gekommen waren, Zwillinge zu sein, haben blaue Augen; braune Augen (wie ich) hat dagegen mein Partner. Nach meinem Abitur wurde blau, wie andere Aspekte meiner Kleidung auch, zum Zeichen meiner Isolation. Blau ist die Farbe des Cocons, in dem ich aufwuchs und den ich nach wie vor in mir trage. Aber auch das Braun meiner Kindheit war mit meiner Isolation verbunden und daher wenig geeignet, Blau als Farbe abzulösen. Ich trug nach meinem Abitur vermehrt schwarzweiße Kleidung und verbannte damit die Farben insgesamt aus meiner Kleidung. Während einer kurzen Phase kam Orange als Gegenfarbe zu Blau dazu, danach auch ab und an Rot und mit dem Rot auch wieder Braun. Blau kam als Indigo in meiner Malerei wieder in mein Leben. Mit dem Schreiben von „Jan-Jan“ und den Tarnhosen konnten sich neben Schwarzweiß auch braune und grüne Farben in meiner Kleidung etablieren. Blau als Kleidungsfarbe ist bis heute schwierig geblieben.

Gleiten: Farben



Mein Weltenwechsel ist auch durch eine andere Haarlänge markiert. War mir die als Kind egal – bis auf den Umstand, dass ich Frisöre nicht mochte – orientierte ich mich ab meiner frühen Jugend an meiner Peergroup und ließ die Haare bis über die Ohren wachsen. Erst in meiner Oberstufenzeit wurden die Haare etwas kürzer, sodass gerade die Ohrläppchen zu sehen waren, und nach dem Abitur hatte ich einen mehr oder weniger ausgeprägten Iro, das heißt, dass die Ohren auch ganz frei waren. Nach einigen Jahren endete auch die Irozeit. Weil ich Haareschneiden nicht mag, lasse ich die Haare immer sehr kurz schneiden, kürzer als ich sie in meiner Kindheit hatte, und dann etwa so lang wachsen, wie ich sie in der Abiturzeit hatte.

In meiner Jugend war es mir immer sehr wichtig gewesen, die Kaufentscheidungen für meine Kleidung zu treffen. Das war nicht selten mit Diskussionen mit meinen Eltern verbunden, die die Kleidung bezahlen mussten. Spätestens seit meinem Coming-out waren meine Eltern beim Kleidungskauf nicht mehr dabei. Ich fand es allerdings von Anfang an schwierig, in den herkömmlichen Geschäften einzukaufen. In den Warenhäusern war das Angebot zu groß und zu unübersichtlich, als dass ich damit gut umgehen konnte; die vielen Licht- und Geräuschreize überforderten mich zusätzlich. In den kleinen Geschäften war dagegen die Gefahr sehr groß, mit Verkäuferinnen kommunizieren zu müssen, was ich auch damals schon hasste. In meiner Not begann ich, selbst Kleidung zu nähen und auch zu stricken; aber damit konnte ich allenfalls nur Teile meines Bedarfs decken. Schließlich entdeckte ich Secondhand-Läden und, als ich wenig Geld hatte, auch Kleidersammlungen. Die Warenangebote sind hier gut dosiert und die Läden sind auch frei von Menschen, die mit mir in der Absicht, etwas zu verkaufen, kommunizieren wollen. In diesen Läden machte ich auch die Erfahrung, dass der Prozess des Erwerbs von Kleidung sich gewissermaßen umkehrte. Es geht nicht darum, bestimmte Kleidungsstücke zu finden, die dann nach Größe und Farbe sortiert in vielen Variationen angeboten werden. Es geht vielmehr darum, dass die Kleidungsstücke mich finden. Sie sind immer als Individuen in den Läden vorhanden und warten dort auf ihren nächsten passenden Träger. Dies entspricht auch viel eher meinem Verhältnis zu meinen Kleidungsstücken, die ja als zweite Haut zumindest eine Zeit lang integrale Bestandteile meiner fragmentierten Persönlichkeit sind. Meine Kleidung ist meine zweite Haut, die mein Inneres nach außen trägt und daher ebenso individuell ist wie dieses Innere, jedes einzelne Kleidungsstück. Zu-

gleich ist sie immer auch schon die Haut eines anderen gewesen: Das konkrete Kleidungsstück die eines unbekanntes an deren, vielleicht die des Jungen aus meiner Kindheitsvision oder die eines noch unbekanntes Zwillinges.

	<i>Kind</i>	<i>Jugendlicher</i>	<i>junger Erwachsener</i>	<i>Erwachsener</i>
Haare:	<i>kurz</i>	<i>lang</i>	<i>mittellang, Iro</i>	<i>wechselnd</i>
Schmuck:	<i>keiner</i>	<i>Armbanduhr</i>	<i>Arm- & Halsbänder</i>	<i>wechselnd</i>
Farben:	<i>braun, grau</i>	<i>blau, indigo</i>	<i>orange schwarz-weiß</i>	<i>braun, grün, schwarz-weiß</i>
Kleidung:				
	<i>Knöpfe</i>	<i>Reißverschluss Druckknöpfe</i>	<i>Reißverschluss kein Verschluss</i>	<i>Knöpfe</i>
innen:	<i>Unterhemd</i>	<i>T-Shirt</i>	<i>T-Shirt</i>	<i>T-Shirt</i>
drunter:	<i>Hemd</i>	<i>Pullover</i>	<i>Pullover</i>	<i>Pullover</i>
drüber:	<i>Pullover</i>	<i>Hemd</i>	<i>nichts</i>	<i>T-Shirt</i>
außen:	<i>Jacke, Mantel</i>	<i>Anorak, Parka</i>	<i>Pullover, Jacke</i>	<i>Kapuzenpulli</i>
Kopf:	<i>nichts</i>	<i>Mütze, Kapuze</i>	<i>Kapuze</i>	<i>Mütze, Kapuze</i>
Erwerb:	<i>von Eltern</i>	<i>mit Eltern</i>	<i>gekauft, genäht</i>	<i>secondhand</i>

Der Cocon

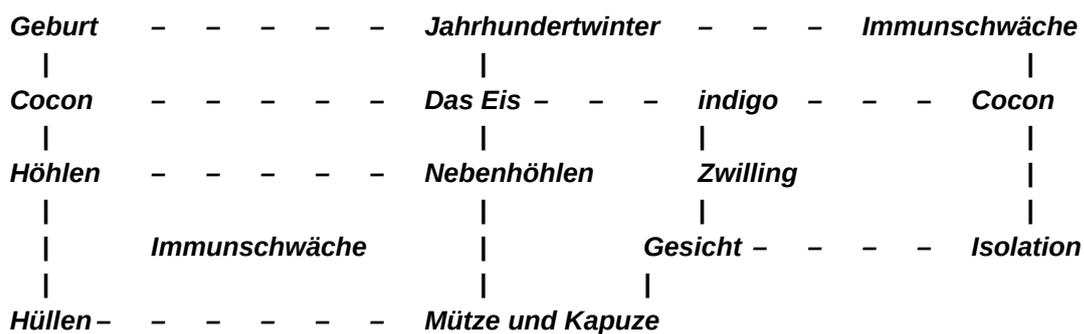
Die abgeschlossene Welt in mir, in der ich als Kind aufgewachsen bin, prägt mein Leben wie kaum etwas anderes. Das Aufwachsen in einer Welt, die mich wie ein Cocon von der Außenwelt abkapselte, ist das zentrale Merkmal meiner Sozialisation. Wann immer es möglich war, versuchte ich, diese innere Welt in die Wirklichkeit zu holen, denn sie fühlte sich an wie eine innere Welt, die es außen gar nicht gibt. „Phantasie“ war das Wort, das sich mir dafür schon früh eingepägt hatte, „Der Junge hat zu viel Phantasie“, hieß es. Und die war tatsächlich sehr lebhaft, konstruierte Höhlen aus Decken oder aus Möbeln; in dem Zimmer, das ich in meiner Jugend hatte, hatte ich mein Bett hinter einem Kleiderschrank, der fast die ganze Wand bedeckte – bis auf einen kleinen Spalt, der gerade reichte, mich hindurch zu zwängen und zu meinem Bett zu kommen. Ich verbrachte Stunden hinter Sofas, unter Tischen oder in Abstellkammern: Das waren die Orte, die mich an mein Zuhause erinnerten, geschützt vor Helligkeit und Lärm konnte ich meine Sinne nach innen richten. Ich liebte es

auch, in Decken eingehüllt zu sein und mich ganz bei mir zu fühlen, tief in mir drin. Als das erste Mal ein Gesicht in den Fokus meiner Aufmerksamkeit geriet und in mir den Gedanken einpflanzte, ich könnte etwas von meiner inneren Welt da draußen wiederfinden, war es das eines Jungen, der eine Jacke mit Kapuze anhatte und die Kapuze über einer Mütze trug. Ich konnte mich spontan in mein Gegenüber versetzen und spüren, wie es sich anfühlte, in Mütze und Kapuze eingepackt zu sein; es fühlte sich an, wie in meinem Cocon.

Als Kind war ich im Winter am Kopf immer ungeschützt und trug weder Mütze noch Kapuze. Ich spürte die Kälte zwar nicht, hatte aber häufig Erkältungen und musste mir deswegen auch die Polypen entfernen lassen. Mein Schnupfen begleitet mich seit meiner Kindheit. Die ständig laufende Nase und meine Angewohnheit, den Rotz aus der Nase zu popeln und anschließend zu essen, gehörten zu meinen „Markenzeichen“. In meiner frühen Jugend trug ich auch vermehrt eine Mütze im Winter. Davon hatte ich zwei, eine Skimütze, die allerdings kratzte, weil sie aus Wolle war, und die ich daher nicht so gerne anzog, und eine angenehmere Mütze aus Kunstfaser mit einem „Trottel“, wie es damals hieß. Als ich mit vierzehn meinen Parka bekam, hatte ich zum ersten Mal eine Jacke mit einer richtigen Kapuze, so wie der Junge aus meiner Kindheit. Die Anoraks, die ich ansonsten trug, hatten allenfalls eine dünne Kapuze, die im Kragen verstaut wurde und die nur bei Schneefall über die Mütze gezogen wurde. Die Kapuze meines Parkas fühlte sich über der Mütze ausgesprochen gut an, ganz besonders über der mit dem Trottel. Da es damals aber eher unüblich war, Mütze und Kapuze zu tragen, hatte ich nur eher selten beides auf. Nach meinem Abitur trug ich eine Zeit lang wie schon als Kind im Winter weder Mütze noch Kapuze auf dem Kopf. Ich war da aber schon recht empfindlich geworden, insbesondere an den Ohren, die bei Kälte schnell zu schmerzen begannen, sodass ich schließlich begann, meinen Kopf wieder mit einer Kapuze gegen Kälte zu schützen. Ich war allerdings zu jener Zeit nur wenig im Winter draußen. Die Erkältungen aber blieben nicht nur, sondern wuchsen sich immer mehr zu Nebenhöhlenentzündungen und -vereiterungen aus. Nach einer besonders starken Vereiterung wurden sie und auch die Ohren so empfindlich, dass ich mir eine Mütze kaufte, die ich unter der Kapuze tragen konnte. Es war auch die Zeit, als ich den Winter wieder als die Jahreszeit entdeckte, in der ich mich am ehesten wiederfinden konnte, aber ungeschützt konnte ich mich gar nicht mehr längere Zeit in der Kälte aufhalten. Der Winter ist nicht nur eine Jah-

reszeit, in der ich mich besonders wohl fühle, weil er eine Jahreszeit ist, in der sich der Blick auch gerne nach innen richtet. Er ist auch die Jahreszeit meiner Geburt, zumal meine Geburt in einem Jahrhundertwinter stattfand.

Am Tag meiner Geburt brach mein Vater auf dem Rhein im Eis ein, was er mit viel Glück und einer beidseitigen Mittelohrentzündung überlebte. Der Winter, das Eis, das ist der Cocon, in dem ich als Kind aufwuchs; das Eis des zugefrorenen Bodensees im Jahrhundertwinter 1963 und des zugefrorenen Rheins, in das mein Vater eingebrochen war. Die Außenwelt schimmert durch es hindurch blau-grau gefärbt. In der abgeschlossenen Welt lässt sie sich indigofarben erahnen und wird Gewissheit mit dem Gesicht eines Jungen in einem Anorak mit Kapuze und einer Mütze darunter. In meinen Nebenhöhlen lebt dieser Cocon weiter und durch sie kann ich gar nicht anders als immer wieder zu ihm zurück zu finden und damit auch zurück zum Winter meiner Geburt und zur Ankündigung meines Übergangs in die Welt der Menschen ein paar Jahre, nachdem ich den Jungen mit Mütze und Kapuze gesehen hatte.



Die Erkältungen und die Nebenhöhlenentzündungen eskalierten zunehmend in meinem Leben. 1990 hatte ich das erste mal eine lebensbedrohliche Vereiterung und obendrein einen ärztlichen Befund, den ich damals nicht ernst genommen hatte. Der behandelnde Arzt stellte eine Unregelmäßigkeit in den Immunwerten fest, die er nicht deuten konnte. Sein Verdacht war, dass ich entweder drogenabhängig oder an Aids erkrankt war. Da beides abwegig war, hatte ich dies nicht weiter verfolgt. Drogenabhängig war ich definitiv nicht und meine sexuellen Gewohnheiten und Kontakte schlossen eine HIV-Infektion aus – bis auf eine Begebenheit ein paar Jahre zuvor, bei der ich vergewaltigt wurde. Allerdings hatte ich nach dieser Vergewaltigung einen Test auf HIV-Infektion gemacht und keinen Befund erhalten. 2013, etwas mehr als 23 Jahre später, erhielt ich nach einer über mehrere Jahre deutlich eskalierende Krankheitsge-

schichte eine Krebsdiagnose: Ein eher seltenes Lymphom, das ausschließlich im Knochenmark zu finden ist und meine Leukozyten, also das Immunsystem, betrifft. Es ist ein chronisches und sehr langsam wachsendes Lymphom, für das es auch subklinische Vorformen gibt, die nicht direkt als Krebserkrankungen angesehen werden. Ich bin davon überzeugt, dass die Unregelmäßigkeit, die 1990 nach der Nebenhöhlenvereiterung gefunden wurde, damit zusammenhängt. Das Knochenmark wiederum ist der innerste Bereich meines Körpers, der Ort an dem sich das Leben immer wieder erneut herstellt. Hier sind die Stammzellen, die das Blut als Medium des Stoffwechsels und das Immunsystem erneuern. Dieses Innerste meines Körpers, die Quelle meines Lebens ist von einem unentrinnbaren Sterben erfasst; das ist durch die Diagnose klar geworden.

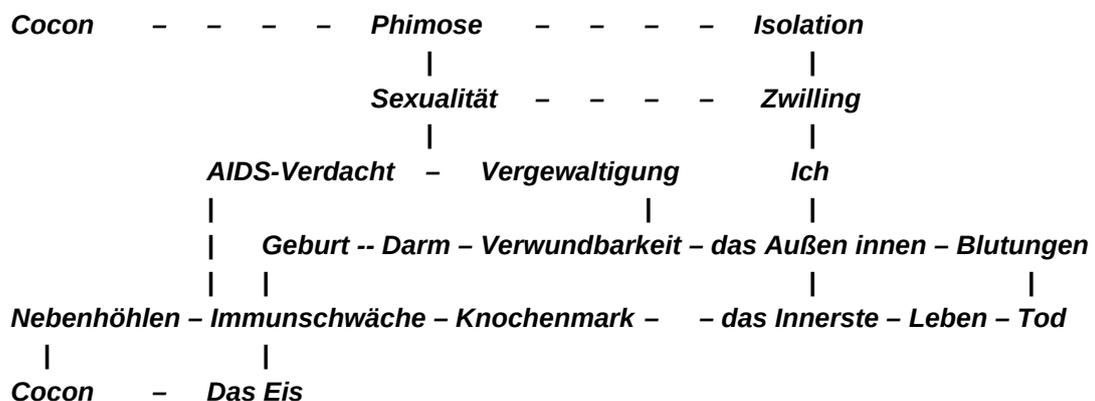
Den Tod empfinde ich als meinen Begleiter seit meiner Geburt. Ich bin als todkrankes Kind mit einem Magenpförtnerverschluss zur Welt gekommen und für eine Operation war ich zu schwach. Ich konnte nichts essen und wäre verhungert, wenn ich nicht im Schaffhauser Kantonsspital mit naturheilkundlichen Mitteln gerettet worden wäre. Dort habe ich die ersten sechs Wochen meines Lebens verbracht. Anschließend ließen die Probleme mit meinem Gedärm nicht nach; ich hatte unter anderem noch einen Nabel- und einen Leistenbruch. Erst nach etwa zwei Jahren war ich damit sozusagen durch. Aber der Darm, insbesondere Dick- und Enddarm sind empfindliche Schwachstellen meines Körpers geblieben. Ich hatte immer wieder Durchfall und manchmal auch Probleme, meinen Stuhlgang zu kontrollieren. Der emotionale Stress, der mich in den Jahren vor meinem Abitur und auch noch danach belastete, zeigte sich dort auch am deutlichsten und schmerzhaftesten. Die Krämpfe im Dickdarm, die ich etwa zwei- bis dreimal die Woche hatte, waren bisweilen so stark, dass ich befürchtete, mein Bewusstsein zu verlieren. Einige Zeit nach dem Abitur wurden die Krämpfe seltener. Ich lernte, dass ich Stress vermeiden musste, weil ich darauf mit Krämpfen im End- und Dickdarm reagierte. Zu meinen ersten sexuellen Erfahrungen gehört auch eine Begebenheit, die ich als Vergewaltigung erlebt habe. Mein Enddarm blutete danach stark und hörte erst einige Tage später damit auf. Einige Jahre später, etwa ein oder zwei Jahre, nachdem ich die schwere Nebenhöhlenvereiterung hatte, blutete ich zum ersten Mal spontan beim Stuhlgang. Das wiederholte sich seither häufig, meistens auch verbunden mit Krämpfen. Jedes Mal, wenn mir das passierte, kam mir die Vergewalti-

gungssituation in den Sinn, die für mich besonders schmerzlich war, weil ich durch meine Versuche, meine Isolation zu überwinden, überhaupt in diese Situation gekommen war. Wegen diesen Blutungen begann ich recht früh mit Darmkrebsvorsorge Untersuchungen. In den Jahren vor meiner Krebsdiagnose häuften sich die Blutungen und sie hörten auf, nachdem ich den zweiten Chemotherapiezyklus erhalten hatte. Sie sind seitdem nicht wieder gekommen.

Mein Kontakt mit anderen Schwulen nach dem Abitur brachte am Ende nicht nur ans Licht, dass schwule Sexualität etwas ist, was ich nicht bedienen kann, sondern auch, dass dieser Umstand die Suche nach potenziellen Partnern ungemein erschweren würde. Diese Einsichten waren noch frisch, als ich einen jungen Mann kennenlernte, dessen Augenfarbe nicht weit vom Indigo der Augen meines früheren Klassenkameraden, dem ich vor meinem Abitur mein Schwulsein eröffnete, entfernt war. Ich ging mit ihm in seine Wohnung, wo er sich gleich sexuell an mir auslebte. Es war sehr schmerzhaft und ich war unfähig, etwas dagegen zu tun; starr ließ ich alles über mich ergehen und es dauerte ein paar Stunden, bis ich aus dieser Starre wieder herauskam, um dann mitten in der Nacht aus der Wohnung zu fliehen. Meine Hose war zerrissen und Blut floss unaufhörlich aus dem Darm. Als in meiner frühen Jugend ein Klassenkamerad von mir immer wieder versuchte, die Vorhaut über meine Eichel zu ziehen, war dies ebenfalls eine sehr schmerzhaft Angelegenheit und ich verfiel ebenfalls in eine Starre, die mich unfähig machte, mich dagegen zu wehren. Meine Vorhautverengung, die Phimose, wie es medizinisch heißt, ist das deutlichste Zeichen meiner Unfähigkeit zur Sexualität. Ich setzte mich über einige Jahre immer wieder mit der Möglichkeit auseinander, die Vorhaut operativ entfernen zu lassen. Am Ende konnte ich mich nicht dazu entscheiden. Nicht nur, weil ich mir nicht vorstellen konnte, mich einem solchen Eingriff zu unterziehen, da mir bereits der Gedanke daran unerträgliche Schmerzen bereitete. In den Zeiten, in denen mich diese Frage umtrieb, wachte ich häufig nachts auf, weil ich an meiner Vorhaut sozusagen Phantomschmerzen verspürte. Mir war aber auch klar, dass die Vorhaut in Hinblick auf meine Sexualität allenfalls ein Symptom ist, ein Zeichen, aber keinesfalls eine Ursache. Ohne sie würde ich auch nicht die Fähigkeit zu schwuler Sexualität erlangen. Ohne die Vorhaut wäre meine Eichel ein weiterer Teil meines empfindlichen Körperinneren, das einem direkten Außenkontakt ausgesetzt wäre. Wie meine Nebenhöhlen und mein Darm wäre sie anfällig gegenüber meiner Umwelt, Schmerzen und Ent-

zündungen wären zu befürchtende Folgen. Die Vorhaut ist daher ein Schutz, nicht nur für meine Eichel, sondern auch für meine Sehnsüchte und dem Verlangen danach, meine Isolation zu überwinden. Wie der Cocon meiner Kindheit, den ich in mir trage, schützt sie mich vor Begegnungen, denen ich wehrlos ausgeliefert bin, und isoliert mich zugleich auch als einen Schwulen, der nicht zu schwuler Sexualität in der Lage ist; den einzigen Schwulen, den ich kenne, mit dieser Unfähigkeit zu Sexualität.

Mit den empfindlichen Schleimhäuten sind sowohl der Darm als auch die Nebenhöhlen Teile meines Körperinneren, die einem direkten Kontakt zur Außenwelt ausgesetzt sind. Sie befinden sich zugleich an den Stellen, in denen Substanzen der äußeren Welt, Atemluft und Nahrung ins Körperinnere gelangen. In ihnen gehen das Innen und das Außen meines Körpers ineinander über. Ihr Wund- und Entzündetsein hängt direkt mit einem Krebsgeschehen im Innersten meines Körpers zusammen, damit, dass sich mein Körper nur schwer gegen die Außenwelt schützen kann. An der Nahtstelle meines – fragilen – Ichs befindet sich meine Kleidung, die meinen Körper schützt und zugleich auch darstellt, die aber auch mein Ich tarnt, schützt und darstellt. Als Parka etwa mit Mütze und Kapuze auf schützt sie mich nicht nur vor der Kälte sondern auch als Cocon, in dem ich ganz bei mir sein kann – und sie zeigt meine Welt, die Welt meiner Kindheit und meiner Geburt: das Eis.



Das Innen außen

Der Übergang aus der Welt meiner Kindheit in die der Menschen, den ich im Alter von elf oder zwölf Jahren vollzogen hatte, ist in meiner Erinnerung eng damit verknüpft, dass ein Junge aus meiner Klasse genau wie der aus meiner

eigenartigen Begegnung ein paar Jahre früher ein Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter trug. Plötzlich tauchte in der Welt da draußen etwas aus meinem Inneren auf. Ich kann mich noch ziemlich genau an die Verwirrung erinnern, die ich erlebte, während ich den Klassenkameraden den Tag über beobachtete. Das erste Mal, dass ich ihn mit dieser Kleidung gesehen hatte war kurz vor meinem zwölften Geburtstag, aber er trug oft etwas anderes als nur ein Unterhemd unter seinem Hemd, etwas, was eigentlich nicht darunter gehörte. Hemden zu tragen war in jener Zeit, Mitte der 1970er Jahre, sehr üblich. Hemd mit Rollkragenpullover trugen dagegen nur wenige Jungs aus meiner Schule. Um genau zu sein, waren es im Wesentlichen dieser Klassenkamerad, der Junge, in den ich mich ein paar Jahre später verliebte und ich. Manchmal trug der Junge aus meiner Klasse einen Pullover mit einem knöpfbaren Rollkragen unter seinem Hemd, den Rollkragen zugeknöpft; das fand ich besonders spannend, weil es noch unüblicher war als ein einfacher Rollkragenpullover. Ich fing dann ebenfalls an, anstatt einem Pullover über dem Hemd einen Rollkragenpullover darunter anzuziehen. Mit vierzehn bekam ich einen Pullover, der aus Baumwolle war und sich richtig gut anfühlte beim Tragen, anders als die Pullover aus Kunstfaser, die ich ansonsten gewohnt war. Er hatte einen besonders dicken Rollkragen, der dreimal statt nur zweimal umgeschlagen wurde. Diesen Pullover mit meinem Lieblingshemd darüber zu tragen, war dann eine ganze Zeit lang meine bevorzugte Kleidung – zusammen mit meinem Parka, den ich auch zu dieser Zeit bekommen hatte. Der Parka verkörperte meine Sehnsucht nach der Geborgenheit meiner Kindheit, Hemd und Rollkragenpullover den Wunsch, mein Innenleben nach außen zu tragen und meine Isolation zu überwinden.

So gab es mit meinem Übergang einen Jungen in meiner Klasse, in dem ich etwas aus meiner ansonsten abgeschlossenen Welt und damit auch mich selbst wiederfinden konnte. Gleichwohl war sehr schnell klar, dass wir uns zu sehr voneinander unterschieden, als dass er der sein konnte, den ich suchte. Er trug auch im Winter weder Mützen noch Jacken mit Kapuze; er war von allen Parka-Trägern in meiner Klasse, der einzige der einen Parka ohne Kapuze hatte. Anders war es mit dem Jungen, der dann etwa drei Jahre später mein schwules Coming-out auslöste. Mir war er bereits sei einiger Zeit aufgefallen, weil er außer im Sommer fast immer Hemd und Rollkragenpullover getragen hatte. Ich hatte ihn immer als sehr stark wahrgenommen, vor allen Dingen weil er im Ge-

gensatz zu mir sehr gut im Sport war. Als ich ihn weinen sah, weil er nicht in die nächste Klasse versetzt wurde, konnte ich plötzlich mich selbst in ihm sehen. Das erste Mal, dass ich mich in einem anderen sehen konnte. Spätestens als ich beobachtete, wie er sich beim Verlassen des Schulgebäudes die dick gefütterte Kapuze seines Anoraks über seine Mütze zog, wurde mir klar, dass dieser Junge genauso wie ich ein besonderer Junge sein musste. Die Zeichen sprachen eine klare Sprache. Während einer Reise, die ich für die Schülerzeitung unternahm, sah ich das „Ich bin schwul“-Titelblatt im „Stern“, was mich zu meinem schwulen Coming-out am selben Tag brachte, abends bei einem Spaziergang. Dabei wurde mir klar: Ich war schwul und in diesen Jungen verliebt, der wie ich sein musste, davon zeugten ja nicht zuletzt die Zeichen, die er zeigte. Liebe bedeutete, es gibt zwei Menschen, die beide in einer Weise besonders sind, dass es sie nahe genug zueinander bringt, um ihre Isolation überwinden zu können.

Wendung				Schutz	
Stärke	Pullover	innen	außen	Kapuze	Stärke
↓		X			↑
Schwäche	Hemd	außen	innen	Mütze	Schwäche

Früher hatte ich in der Kleidung eine strikte Ordnung empfunden: Sie hatte sozusagen zwei Gesichter, eines, das sich der Haut nach innen zeigte und ein anderes, das sich außen anderen Menschen zeigte. Dieser Ordnung entsprach auch die strikte Trennung von Innen- und Außenwelt, die miteinander nicht in Kontakt kommen konnten. Wenn ich schreibe, dass die Welt meiner Kindheit abgeschlossen war, stimmt das nicht ganz. Ich hatte sehr wohl die Außenwelt wahrgenommen, aber als etwas tendenziell irreales, so wie Menschen vielleicht Träume wahrnehmen. Meine Realität, die Realität, auf die ich mich bezog, gründete auf meiner Innenwahrnehmung, auf diese Kaskaden miteinander verflochtener Assoziationsketten, die eine ansonsten fragmentierte Wahrnehmung zusammenfügten. Meine jetzige Wahrnehmung der Welt unterscheidet sich davon im Grunde genommen nicht, sie ist aber deutlich stärker in einer von mir auch so empfundenen Außenwelt verankert. Es gab in meiner Kindheit das Zentrum nicht, das in dieser Welt eine Perspektive definieren konnte, alles war Welt und alles war ich selbst. Der Übergang in die Welt der Menschen ist tatsächlich ein Vorgang, in dem das in der Welt gelöste Selbst quasi ausklumpt

und zu einem Punkt zusammenschnürt, den ich seither als mein Ich wahrnehme, der Punkt, von dem aus ich in die Welt blicke. Eine solche Welt ist eine Außenwelt. Die meisten Menschen vollziehen diesen Schritt in ihren allerersten Lebensjahren, sie fangen schon bei Geburt damit an. Ich begann damit erst im fortgeschrittenen Grundschulalter. Anders als Neugeborene konnte ich bereits sprechen, auch lesen, schreiben und rechnen, und anders als sie gab es einen Anlass, der diesen Prozess in mir ausgelöst hat. Ich sah ein Gesicht, etwas, mit dessen Hilfe ich meine Perspektive wechseln konnte: Ich sah mich durch die Augen des Jungen, dessen Gesicht ich als das erste Gesicht erinnere, das ich bewusst wahrgenommen hatte. Ein Junge, der ein Hemd über einem Pullover trug, während meine Ordnung klar vorsah, dass es darunter gehörte. Wie ich hatte es die Perspektive gewechselt und sich nicht mehr dem Körper des Jungen zugewendet, sondern der Außenwelt, mir. Vermutlich hatte ich diese eigentümliche Erfahrung wieder vergessen, weil ich sie nicht verstanden hatte. Erst ein paar Jahre später, als dieser Junge in Gestalt eines Klassenkameraden wieder auftauchte, erkannte ich darin einen Sinn. Mein zu einem schwarzen Loch implodiertes Ich war – im Gegensatz zu dem allumfassenden Selbst meiner Kindheit – isoliert und verloren in den unvorstellbaren Weiten, zu denen die Welt sich gedehnt hatte. Der Wechsel der Perspektiven, den das Zeichen ermöglichte, weil es mich an die erste Erfahrung eines Perspektivwechsels erinnerte, bedeutete die Überwindung meiner Isolation.

Die Kleidung erfüllt dabei zwei Aufgaben, einmal als Schutz für den Körper, der das Ich beheimatet, zum anderen als sichtbare Außenhülle desselben. Sie stellt – um dieses Bild weiter zu bemühen – den Ereignishorizont dar, der sich um das zum schwarzen Loch implodierte Selbst legt. Genau genommen ist das natürlich die Haut, die aber zumindest in Mitteleuropa meistens von Kleidung bedeckt wird; vor allen Dingen auch dann, wenn sie von anderen gesehen wird. Mir war es immer, das heißt, seit ich meine Kleidung als Teil von mir wahrnehme, wichtig, dass die Kleidung außen in bestimmten Aspekten mein Innenleben zeigte. Sonst würde sie nicht zu mir gehören. Das Hemd über einem Rollkragenpullover zu tragen war da schon ganz gut, denn es zeigte etwas aus meiner Biographie, die Erinnerung mit dem ersten Gesicht, und es zeigte auch mein Bestreben aus meiner Innenwelt hinaus in die gerade frisch entdeckte Außenwelt zu kommen. Vor allen Dingen entsprach es auch den Konventionen, es war zumindest in meiner Schule damals nicht üblich, Rollkragenpullover und

Hemd zu tragen, aber es war möglich. Somit versteckte mich diese Kleidung, die mich eigentlich zeigen sollte, mich und das, wofür sie stand. Meine Biographie, mein Bestreben und die damit verbundenen Sehnsüchte waren so radikal anders zu dem, was es ansonsten in der Schule gab, dass sie weit davon entfernt waren, irgendwelchen Konventionen zu entsprechen. Es passte nicht, in einer Kleidung zu stecken, die suggerierte, dass ich – wenn auch nur ungefähr – so war, wie die anderen; aber es passte zu meinem Wunsch, wie die anderen sein zu wollen. Meine Kleidung war eine Gratwanderung zwischen dem Bestreben, wie die anderen sein zu wollen, und dem Wunsch, etwas von dem in Wirklichkeit völlig anderem Selbst zeigen zu wollen. Insbesondere dann, wenn ich einen Pullover unter dem Hemd trug oder, etwas später dann, die Kapuze meines Parkas über der Mütze.

Mit der Zeit übertrug sich dieses Spiel mit der Kleidung in immer weitere Bereiche. Nach meinem Abitur übernahmen immer mehr T-Shirts und Hosen die Rolle, mein Innenleben nach außen zu tragen. Dabei faszinierten mich auch zunehmend T-Shirts mit Motiven, Tiermotiven, Buchstaben- oder Zeichenmotiven oder auch mit Mustern. Damit es sich innen auch gut anfühlt und ich keine irritierenden Reize von Nahten oder Etiketten verspürte, trug ich außer im Hochsommer oft ein T-Shirt „links herum“, d.h. mit den Nahten nach außen, unter dem T-Shirt mit Motiv; bei kälteren Temperaturen auch etwas mit langen Ärmeln. Die Nahten stören hauptsächlich auf der Schulter, an der Seite und auch die der Hosen an den Beinen spüre ich zwar auch, kann es aber besser ausblenden. Die T-Shirts mit den Motiven tragen im Grunde genommen Botschaften, die tief aus meiner Kindheit und Jugendzeit kommen. Der Wunsch etwa, die Vollkommenheit und Schönheit eines Tieres haben, in den Tiermotiven oder unverstandenes Sprechen in den Buchstabenmotiven. Auch in den Mustern zeigt sich etwas aus dieser Zeit, nämlich der Wunsch, mich zu tarnen, unsichtbar zu sein (für die Menschen, die in meiner Kindheit für mich wiederum unsichtbar waren). Muster, die die Silhouetten auflösen, den Körpern ihre Gegenständlichkeit nehmen und an eine Wahrnehmung appellieren, die meine ur-eigene Wahrnehmung ist: eine Wahrnehmung, die keine benennbaren Dinge erkennt, sondern Strukturen und Muster. Eine Wahrnehmung von Strukturen und Mustern unterscheidet nicht zwischen innen und außen, eigene Welt und Umwelt, so wie Tarnmuster diesen Unterschied optisch auflösen. Eine Zeit lang trug ich gerne Hosen mit Tiermustern, Motiven, die an Tiere erinnern, aber

Muster sind. Zunehmend verschob sich dann meine Vorliebe zu Hosen mit Tarnmustern und schließlich die klassischen Militärhosen in „Tarnfarben“. Diese Hosen bringen gleich mehrere Aspekte zusammen: Zum einen lassen sie den Körper optisch mit der Umgebung verschmelzen und mich damit aus der Wahrnehmung der anderen verschmelzen. Zum anderen sind sie auch sehr bequem, die bequemsten Hosen, die ich kenne, und haben dadurch, dass sie komplett geknöpft sind, auch die interne Konsistenz, die Kleidung für mich haben sollte. Meine Kleidung trennt und verbindet zugleich mich von meiner Außenwelt genauso, wie es in meiner Kindheit der Cocon tat, in dem ich lebte.

<i>T-Shirt</i>	<i>Nahten außen</i>	<i>Motiv außen</i>
<i>Kindheit</i>	<i>Cocon von innen</i>	<i>Cocon von außen</i>
<i>Hose</i>	<i>weit, bequem</i>	<i>Tarnmuster</i>
	<i>fühlen</i>	<i>sehen</i>
<i>Das Innen außen</i>	<i>innen</i>	<i>außen</i>
	<i>sehen</i>	<i>fühlen</i>
<i>T-Shirt</i>	<i>Motiv außen</i>	<i>Nahten außen</i>

Meine Kleidung ist für mich wie ein Spiegel, ein Spiegel aber, der mich nicht einfach abbildet, sondern meine Biographie wie eine Überlagerung vieler transparenter Bilder zeigt. In ihm kann ich mich als Kind sehen, den Übergang, der mich wie nichts sonst prägt, meine Jugend und die Zeiten als Erwachsener. Nicht nur für andere, auch für mich werde ich durch meine Kleidung sichtbar; sie ist eine Projektion meiner Biographie auf meinen Körper. In ihr zeigt sich die Gratwanderung zwischen Anderssein / Sich-Zeigen und Anpassung / Tarnung, die ich seit dem Übergang aus der Welt meiner Kindheit lebe. Sie ist für mich seither das, was in meiner Kindheit der Cocon war, in dem ich lebte. Nachdem die Zeichen, an denen ich in meiner Jugend glaubte, Zwillinge erkennen zu können, zu Zeichen meiner Isolation wurden, erhielt Kleidung für mich eine neue Bedeutung. Sie bekam die Aufgabe, mein unverstandenes Anderssein nach außen zu tragen, die vergeblichen Kämpfe darum, den Konventionen zu entsprechen und dazu zu gehören – wozu auch immer; davon hatte ich kaum eine Idee. Zugleich blieb sie Ausdruck meiner Sehnsüchte, die durch den Wegfall der Hoffnung, jemanden zu finden, der mich aus meiner Isolation führen könnte, gegenstandslos geworden ist. Sie richteten sich statt auf den verlore-

nen Zwilling, jetzt auf eine verloren geglaubte Kindheit, an die ich zu jener Zeit überhaupt keine Erinnerung hatte. Der Wunsch, mein unfreiwilliges Anderssein nach außen zu tragen und damit auch die Anklage für meine Isolation, verband sich mit der Sehnsucht, meine verlorene Kindheit wieder zu erlangen, zu einem Kleidungsstil, den ich immer noch pflege. Dem Diskurs um die eigene oder selbst empfundene soziale Stellung stellte ich den Diskurs um mein Selbst entgegen, dem so etwas wie eine soziale Positionierung völlig unzugänglich ist. Das kommt in einer Kleidung zum Ausdruck, die beispielsweise aus einem T-Shirt mit einem Rentier-Motiv, in der Regel über einem anderen kurz- oder langärmeligen T-Shirt, und einer Tarnhose besteht. Deutlicher kann mich meine Kleidung gar nicht zeigen, aber da sie nicht nach außen auf meine soziale Selbstpositionierung verweist, sondern nach innen auf mein nicht-soziales Selbst, ist sie zugleich auch eine fast perfekte Tarnung. Das kann so weit gehen, dass meine Anwesenheit gar nicht bemerkt wird.

Meine verlorene Kindheit habe ich inzwischen wiedergefunden; das ist in dem Roman „Jan-Jan oder anders anders“ dokumentiert. Das Kind, das ich war, wurde dabei zu dem Zwilling, den ich lange Zeit vergeblich suchte, und schaffte es so, mich aus meiner Isolation zu holen. Die Kleidung, die für meine Kindheit steht, wurde damit zum Zeichen der Überwindung meiner Isolation. Das war auch die Zeit, in der ich den da schon einige Jahre gehegten Wunsch umsetzen konnte, „echte“ Tarnhosen zu tragen – im Unterschied zu den eigenhändig gefärbten. Bereits kurze Zeit, nachdem ich die erste Tarnhose erwarb, trug ich kaum mehr andere Hosen.

Das Verdauungssystem, der Darm insbesondere, setzt ja die Haut durch das Körperinnere hindurch fort; topologisch gesehen kann der menschliche Körper, die Körper aller vielzelligen Tiere, als Torus betrachtet werden. Für das Verdauungssystem, den inneren Teil der Haut, gibt es aber keine Kleidung; sein Schutz besteht darin, das Außen innen zu haben, mit Muskeln an den Pforten, die sich öffnen, verschließen und verkrampfen können. Und natürlich in dem speziellen Klima, das in dem Verdauungssystem vorherrscht. Bei meiner Geburt und auch die Zeit danach, hat sich diese Schnittstelle immer wieder krampfartig geschlossen, insbesondere am Enddarm. Der Darm war bei meiner Geburt eine unüberwindbare Barriere für Nahrung und der Hungertod drohte. Ab etwa Ende zwanzig wurde mein Enddarm zu einem fast permanenten entzündlichen Geschehen und ich hatte immer wieder teils starke Blutungen. Die-

se Blutungen waren Teil einer chronischen Immunerkrankung, die am Ende, 25 Jahre später, zu einer leukämieartigen Krebserkrankung auswuchs. Die Nahtstellen zwischen innen und außen sind für mich sämtlich verwundbare Stellen, unüberwindbare Hindernisse und unscharfe Grenzen zugleich. Der Übergang aus der Welt meiner Kindheit in die der Menschen hat mich am Ende wieder zurück in meine Kindheit geführt. Daher blieb auch eine gewisse Faszination an der Kleidung, die meinen Übergang markierte; nach wie vor stand sie für jenes singuläre Ereignis in meinem Leben, den Wechsel der Welten. Ab und zu trug ich auch in den Jahren nach meinem Abitur ein Hemd, allerdings nicht mehr mit einem Rollkragenpullover; statt dessen zog ich einen Pullover ohne Rollkragen darunter oder ein anderes Hemd. Nachdem auch wieder Kleidungsstücke mit Kapuze Einzug in mein Kleidungsrepertoire gefunden hatten, kombinierte ich manchmal auch Hemden mit Kapuzenpullovern, die ich dann darunter trug. Jedes Mal, wenn ich ein Hemd trage, trage ich damit auch die zweite Haut meines schwulen Coming-outs, meiner ersten Liebe und des Jungen, dessen Gesicht das erste war, das ich in meinem Leben sah.

Coming-out

Isolation

nichtlokal überall in der Welt Welt Cocon unsichtbar selbst

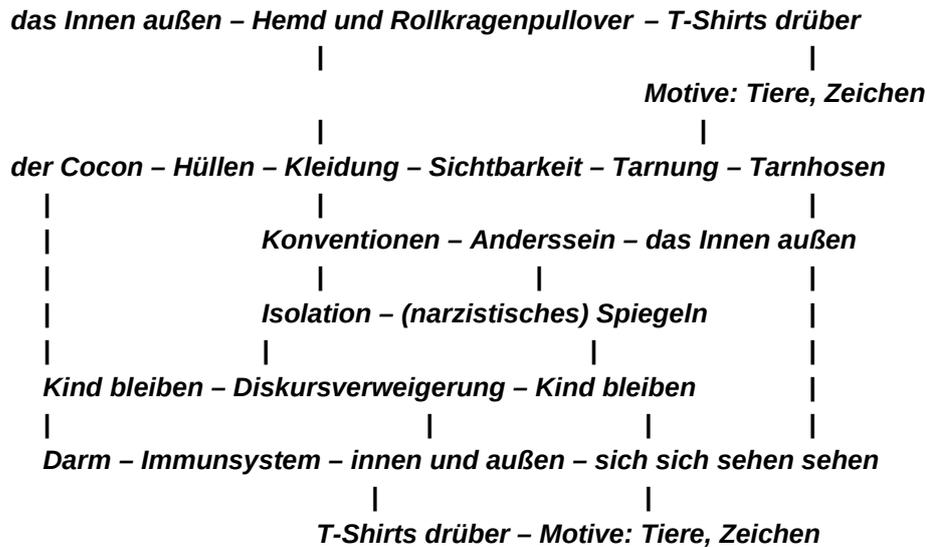
Immunsystem

Darm

singulär Punkt Perspektive Horizont Hülle getarnt ich

Konvention

Sichtbarkeit

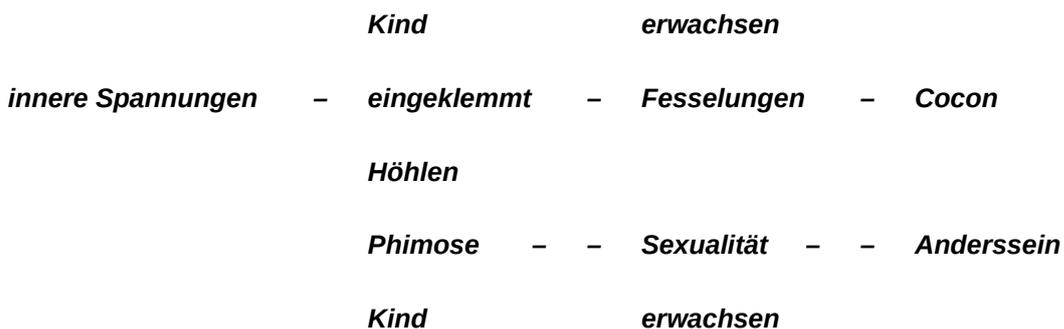


Gehalten und geborgen

Seit ich denken kann, kenne ich innere Spannungen, die bisweilen so stark sein können, dass es sich anfühlte, als ob ich gleich explodieren würde. Am stärksten sind die Spannungen da, wo die Körperenden dünn werden, an meinen Fingern, den Zehen und an meinem Geschlechtsteil. Bereits als Kind hatte ich Wege gefunden, mit diesen Spannungen umzugehen. Wenn ich mich zwischen Möbelstücken einklemmte, steigerten sich die Spannungen zunächst bis ins Unerträgliche, um dann mit einem Mal zu verschwinden. Manchmal war dieser Moment mit einem Samenerguss verbunden, was mich als Kind ziemlich irritierte. Dies sind Erinnerungen, die erst sehr spät in mein Leben gekommen sind; ich konnte ihnen nachspüren, weil ich diese Methode, mich zwischen Möbeln einzuklemmen, als Jugendlicher beibehalten hatte. Ich weiß nicht, wie oft ich es als Kind machte, in meiner Jugendzeit praktizierte ich diese Übungen eine Zeit lang fast täglich. Zwischen Möbeln eingeklemmt zu sein, passte gut zu den Höhlen aus Möbeln oder Decken, die ich ebenfalls als Kind und Jugendlicher als Rückzugsorte nutzte. Es waren Cocons, die mich regenerieren ließen, in denen ich mich gut und gesund fühlen konnte und die nötige Energie und Stärke gewann um in der Welt zu bestehen. Cocons, die mal ein bisschen weiter waren, wie die Betthöhle, in der ich als Jugendlicher schlief, etwas enger, wie die Möbel, in denen ich mich einklemmte oder ganz an meinem Körper, wie der Parka, wenn ich ihn mit Kapuze auf und Mütze drunter trug.

Cocon: Betthöhle → zwischen Möbel eingeklemmt → Parka mit Mütze und Kapuze

Bereits als Kind fand ich heraus, dass es genauso gut ist, vielleicht sogar wirkungsvoller als zwischen Möbeln eingeklemmt zu sein, sich selbst zu fesseln. Das praktizierte ich nicht oft, aber ich fand durchaus wirkungsvolle Techniken, mich selbst zu fesseln. Nach meinem Übergang in die Welt der Menschen, tauchte auch der Gedanke auf, von anderen gefesselt zu werden. Konkret war dies während meiner kurzen Episode bei den Pfadfindern, bei denen ich als Elf- und Zwölfjähriger war. Allerdings ergab sich dort, wie auch später in meiner Jugendzeit, keine Gelegenheit, bei der ich gefesselt wurde. Selbst fesselte ich mich als Jugendlicher sehr selten; zu groß war meine Angst, dabei erwischt zu werden. Ich klemmte mich auch immer seltener zwischen Möbeln ein, auch, weil ich nicht wollte, dass dies jemand anderes mitbekam. Eine weitere Methode, mit meinen Spannungen umzugehen, mit dem Körper zu schaukeln, hatte ich bereits in meiner frühen Jugend abgelegt. Ich spürte deutlich, dass solche Praktiken nicht den gängigen Normen entsprachen und mein Anderssein nach außen trugen. Ich wollte nicht anders sein, weil dieses Anderssein nichts anderes bedeutete als isoliert zu sein. Damit fehlten mir aber auch die Möglichkeiten, mit meinen inneren Spannungen umzugehen; sie fingen daher zunehmend an, sich in einer Weise zu äußern, die von anderen als problematisch empfunden wurden, insbesondere in der Schule, als Hyperaktivität und auch als Aggressivität. Vielleicht hingen damit auch meine zunehmenden psychosomatischen Symptome zusammen, zumal der Verzicht auf diese Bewältigungsstrategien auch bedeutete, mein wirkliches – eben anderes – Sein zu verleugnen.



Vermutlich ist mir meine zweite Haut auch deswegen so wichtig, weil meine erste Haut es nicht wirklich vermag, meinen Körper zu begrenzen. Die inneren Spannungen, die ich nach wie vor kenne, auch wenn ich damit wesentlich bes-

ser umgehen kann als zu meiner Jugendzeit, stellen die Grenzen meines Körpers immer wieder in Frage, indem sie sie zu sprengen versuchen. Das einzige, was meinem Körper seine Begrenzung wieder geben kann, ist ein Außen, was ihn diese spüren lässt, Möbel, die sich eng an ihn pressen, Fesseln, die seine Bewegungsmöglichkeiten einschränken, Kleidung, die ihn einpackt. Es fehlt der Cocon, den ich in meiner frühen Jugend verlassen habe – bis auf eine Stelle, an dem ich ihn sozusagen mitgenommen habe in Form einer Vorhautverengung oder, wie es präziser heißt, einer Phimose. Auf diese Weise schützt mich mein Cocon nicht nur psychisch sondern auch physisch vor Sexualität und damit auch davor, anderen Menschen zu nahe zu kommen. Als junger Erwachsener hatte ich mich einige Jahre lang mit dem Gedanken auseinander gesetzt, diese Phimose operativ korrigieren zu lassen, mich aber am Ende dagegen entschieden. Zum einen, weil mir auch ohne zu wissen, dass ich autistisch bin, klar war, dass sich die „psychische Phimose“, die mit der körperlichen Phimose einhergeht, operativ nicht entfernen lässt und auf jeden Fall bestehen bleiben würde. Zum anderen aber auch, weil mir die Integrität meines Körpers immer ausgesprochen wichtig war; ein Körper ohne Phimose wäre nicht mehr mein Körper gewesen. Eine derartige Entfremdung von meinem Körper ist und war für mich nicht denkbar. Nicht zuletzt deswegen, weil – wie sich am Ende herausgestellt hat – mein Körper auch Träger meines wiedergefundenen Zwillingss sein würde; Träger einer Liebe, die mir selbst gilt, psychisch wie physisch.

In der Zeit nach meinem Abitur begann ich zunehmend, Armbänder zu tragen, mit Vorliebe Armbänder, die ich permanent anhatte. Mit ihrer Hilfe spürte ich meinen Körper und seine Grenzen und fand auch allmählich meine Balance wieder, die mir während meiner Abiturzeit abhanden kam. Zu den Armbändern kamen zeitweise Halsbänder, die auch wie die ersteren vorzugsweise eng angelegt waren. Ich lernte auch jemanden kennen, mit dem ich mich zum Fesseln verabreden konnte; das war sehr spannend, nicht nur weil das Verhältnis, das ich mit ihm pflegte, sehr rational und explizit war. Viele Jahre später machte ich einen Kurs in japanischem Bondage, was mir sehr gefiel. Fesseln, das ausschließlich den Körper im Blick hat, das ihn begrenzt und zugleich ein ästhetisches Gesamtkunstwerk aus ihm macht, das entspricht in einem hohen Maße meinem Verhältnis zu meinem Körper.



Namen des Selbst

Mein Name ist Hans-Joachim Walter Seng; so steht es in meinem Ausweis. Den Doppelnamen Hans-Joachim habe ich, weil sich meine Eltern nicht auf einen Namen einigen konnten; neben Joachim stand damals noch Jochen zur Diskussion, weshalb mich manche „alte“ Bekannte meiner Eltern auch Jochen oder Hans-Jochen nannten. Den dritten Namen Walter habe ich von einem Bekannten meiner Eltern, der kurz vor meiner Geburt bei einem Motorradunfall gestorben war. Diese Namenskonstellation eröffnete die Möglichkeit mehrerer Namenskombinationen, mit denen ich bezeichnet wurde. Neben Jochen oder Hans-Jochen war insbesondere bei meinen entfernteren Verwandten Joachim oder Hansjoachim sehr beliebt, wobei Joachim badisch, also in etwa wie Jorchim (mit rauem ch) ausgesprochen wurde. Auch Achim war nicht unbeliebt, eigenartiger Weise aber nur bei Bekannten meiner Mutter; manchmal sogar Hansachim. Bei meinen Mitschülern hieß ich immer Hans oder Hansi, der Name, mit dem ich mich eine ganze Zeit lang noch am ehesten identifizieren konnte. Nach meinem Abitur wurde ich meistens Hans-Joachim (unbadisch) genannt, manchmal auch Hajo. Hajo war da auch die einzige Namensvariante, mit der ich mich anfreunden konnte, vor allen Dingen, weil es nicht nur eine Namensabkürzung ist, sondern auch ein eigenständiger Name. Ein friesischer Name. Mein Bestreben, nach meinem Abitur ein neues Leben zu beginnen,

passte gut dazu, auch einen neuen Namen zu haben. Mit meinem Umzug nach Hamburg wurde die Namensänderung komplett.

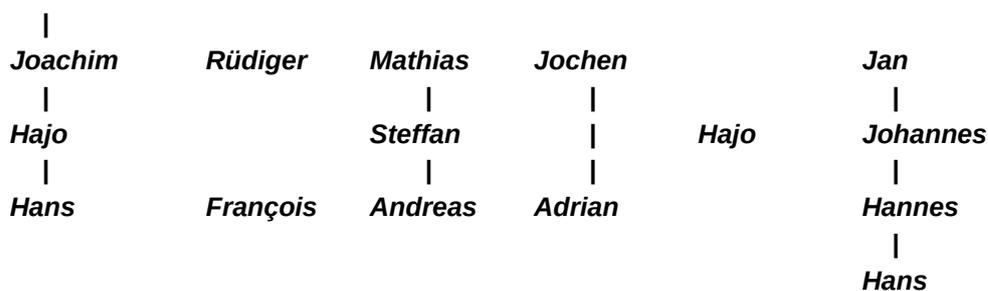
Dass auch der zweite Zwilling, dem ich bei meiner Zwillingssuche begegnet bin, Hajo – ursprünglich Hans-Joachim (mit Bindestrich) – hieß, passte sehr gut zu meiner neuen Identität. Inzwischen heiße ich selbst in vielen offiziellen Dokumenten Hajo.

<i>Jochen</i>	<i>Joachim</i>		<i>Achim</i>	
	<i>Hans-Joachim</i>	<i>Hansjorchim</i>	<i>Hansachim</i>	
	<i>Hans</i>	<i>Hansi</i>		<i>Hajo</i>

Der Klassenkamerad, der mir nach meinem Übergang in die Welt der Menschen zuerst als Träger eines Zwillingsscheins begegnete, hatte einen Namen mit sieben Buchstaben (Rüdiger), was ich sehr passend fand, weil sieben damals die Zahl war, die mich am meisten faszinierte. Sie ist die kleinste Primzahl, für die es keine simple Methode gibt, um sie als Teiler einer Zahl zu identifizieren. Die nächst größere „nichttriviale“ Primzahl ist die dreizehn, die mit der sieben durch die schöne Relation $13 = 7 + 6$ verbunden ist. Auch der erste „echte“ Zwilling, durch den ich als Fünfzehnjähriger mein schwules Coming-out hatte, hatte einen Namen mit sieben Buchstaben (Mathias), der mit dem dreizehnten Buchstaben des Alphabets begann. Auch mein Zweitname, Joachim, hat sieben Buchstaben und endet mit einem m. Der Klassenkamerad, in den ich mich während meiner Abiturzeit verliebte und der der erste überhaupt war, dem ich meine Liebe eröffnete, hatte einen Namen mit nur sechs Buchstaben, der aber eng mit meinem verbunden war: Jochen. Für den Namen des ersten schwulen Mannes, in den ich mich, wenn auch nur für kurze Zeit verliebt hatte, gab es kein passendes Schema; er hatte acht Buchstaben, beginnend mit dem sechsten des Alphabets: François. Dass sein Name nicht in ein Schema passte, passte wiederum gut dazu, dass ich zu jener Zeit versuchte, meine Zwillingssuche und die damit verbundene Isolation zu überwinden. Mein Partner hatte wiederum einen Namen mit sieben Buchstaben, Andreas. Sein Name beginnt mit dem neunzehnten Buchstaben des Alphabets, eine Primzahl mit: $19 = 7 + 6 + 6$. Der junge Punk, den ich bei meinem Umzug nach Hamburg kennenlernte und dem ich mich sehr nahe fühlte, obwohl wir so anders waren, dass wir kaum etwas miteinander anfangen konnten, hatte einen Namen, der eben-

falls mit A beginnt, aber sechs Buchstaben hatte, Adrian, ein Name, den ich immer ganz besonders fand. Wenn ich es mir aus suchen könnte, würde ich Adrian heißen – auch Adrian hat sich diesen Namen selbst gegeben und heißt laut Ausweis anders. Der zweite Zwilling, den ich gefunden habe, hieß genauso wie ich Hajo. Der dritte hatte wieder einen Namen mit sieben Buchstaben, Steffan, mit zwei f und einem s am Anfang. Ein Name, der nie im Horizont meiner Namensalgebren aufgetaucht ist, der aber meinen Namen wie einen Schatten immer begleitet hat, ist Johannes, auch weil er sich in einen Jo- und einen Ha-Namen aufteilen lässt und einen Namen als Abkürzung beinhaltet, der mich wegen seiner Kürze und Prägnanz schon in meiner Schulzeit faszinierte: Jan; da mochte ich allerdings immer nur die kurze norddeutsche Aussprachevariante, Jann, und nicht die in Südbaden übliche lange, Jahn. Mein „Alter Ego“ in meinem autobiographischen Roman heißt daher auch Johannes und wechselt wie ich, den Namen mit seinen Identitäten: Johannes, Hannes, Jan.

Jochen



Als ich – in einem zweiten Anlauf – begonnen hatte, Mathematik zu studieren, kam mir so deutlich wie bis dahin nicht meine Affinität zur Mathematik ins Bewusstsein. Mathematisches Denken und Arbeiten muss etwas sein, was in einem sehr hohen Maße meinem „natürlichen“ Denken entspricht. Ein sehr grundlegender Aspekt mathematischen Arbeitens besteht darin, dass dabei mit Symbolen und Zeichen gearbeitet wird. Dabei stehen die Zeichen in der Mathematik für sich selbst; es gibt da keine „natürliche“ Verbindung mit irgendwelchen dahinter oder darüber liegenden Wirklichkeiten. Die Mathematik ist sich selbst Wirklichkeit genug und entsprechend ihre Sprache eine, die keine Geschichten erzählt. Mein „natürliches“ Denken ist dagegen nicht frei von Wirklichkeitserfahrungen, die mit den zeichenhaften Inhalten meines Denkens verbunden sind. Ob die Zeichen aus Aspekten der Kleidung bestehen oder mit Namen, sie haben immer auch damit zu tun, wie ich mich in meiner Wirklichkeit

wahrnehme. Das ist, was mir mit dem Beginn meines Mathematikstudiums klar wurde, dass die insgesamt sehr fragile und inkonsistente Wahrnehmung meines Selbst optimal im Feld der Mathematik darstellen lässt. Nicht nur das, die Mathematik verhilft diesem Selbst zu einer Konsistenz, die es mir überhaupt erst ermöglicht, damit zu leben. Das mathematische Denken ist das Denken, das mich lebensfähig macht; daher besteht zwischen der Mathematik und mir, diesem fragilen Selbst, eine so starke Anziehungskraft, dass wir uns bereits in meiner frühen Kindheit, lange vor meiner Einschulung, gefunden haben.

Eine sehr natürliche Verbindung von Zeichen und Selbst stellen Namen dar. Für mich waren dabei immer nur Namen interessant, die den individuellen Aspekt des Selbst darstellen und mir einen Identifikationsraum eröffneten, männliche Vornamen. Nachnamen, die mit den familiären Aspekten der Individuen verbunden sind, ihrer Herkunft, interessierten mich nie. Mein inkonsistentes Selbst spiegelte sich gut in dem inkonsistenten Gebrauch meines Vornamens wieder. Ich hatte nicht, wie viele andere, einen Vornamen, der immer gleich war, sondern einen, der von Situation zu Situation variierte, je nachdem, von wem und wo ich angesprochen wurde. Selbst hatte ich in meiner Jugend keinen Namen für mich; ich erhielt ihn erst als Erwachsener, als es mir gelang, Hajo als meinen Namen durchzusetzen. In diesem Namen spiegelt sich auch wieder, dass ich quasi ich selbst sein konnte; bis dahin war mein Wunsch immer, ein anderer zu sein und einen anderen Namen zu haben. Mein Name glitt über die diversen Kontexte, mein Elternhaus, die Schule, meine Großmutter und andere, ohne dass er irgendwo Halt finden konnte, bevor er sich festsetzen konnte, nachdem ich meine schwerwiegende Nachabiturkrise überwunden hatte. Der Name, den ich dann für mich wählte, hatte nicht sieben Buchstaben, wie der der Zwillinge, sondern vier. Er griff damit die Zuschreibung meiner früheren Mitschüler auf, allerdings in einer entscheidenden Wendung: Hajo als sowohl echter Name und einer, der meine beiden Vornamen – zu gleichen Teilen – repräsentiert, ist ein vollständiger Name, passend zu einem vollständigen ich. Hans dagegen, wie ich bei meinen Klassenkameraden hieß, war dagegen eine Namenverstümmelung, wie das Ich, das sie damit ansprachen, ein verstümmeltes war.

Auch die Namen der Zwillinge, die mir auf meiner Suche begegnet sind, standen in Beziehungen zu meinem Namen; anders konnte es gar nicht sein. Sie stärkste Beziehung, die es dabei gegeben hat, war die des zweiten Zwillinges,

der genauso hieß wie ich – und sich aus der Fülle der Namenskombinationen für dieselbe Variante entschieden hatte. Ich hatte mich als Jugendlicher sehr viel mit den Namen und den darin verborgenen Strukturen beschäftigt. Ein Name mit 7 Buchstaben, der mit dem 13. Buchstaben des Alphabets beginnt, war lange Zeit ein unschlagbarer Favorit. Er markiert auch das Jahr 1 meiner Zwillingsuche, 1978. 1990, im Jahr 12 der Zwillingsuche, tauchte der zweite Zwilling auf, der wie ich einen Doppelnamen hatte, der 4 beziehungsweise 7 Buchstaben hatte, zusammen 11. Schließlich, im Jahr 1996, im Jahr 18 der Zwillingsuche, begegnete ich dem dritten der Zwillinge, ebenfalls einer mit 7 Buchstaben in seinem Vornamen. Im Jahr 19 war meine Zwillingsuche mit dem Scheitern an meinem dritten Zwilling zu Ende. Die Namen selbst zeigten innere Strukturen, die sich ebenfalls in Zahlen ausdrücken ließen, die ich bislang vernachlässigt habe. Beispielhaft möchte ich dies an Hand des Namens des letzten Zwillinges aufzeigen: Steffan. Sein Name beginnt mit dem 19. Buchstaben des Alphabets ($19 = 7 + 6 + 6$) und doppelt die 6 in der Mitte (f = 6. Buchstabe), die 7 am Ende ($n = 14$. Buchstabe, $14 = 7 + 7$). Die 6 steckt oben drein in den beiden Buchstaben, die das doppelte f einrahmen (e und a, $6 = 5 + 1$) und die 19 in den beiden, die die äußersten Buchstaben s und n nach innen einrahmen (t und e, $19 = 20 - 1$). Die Tatsache, dass diese Art der mathematischen Abbildungen nur mit männlichen Vornamen funktionierte, machte es geradezu zwingend, dass ich schwul bin. Bis heute ist für mich unklar, ob mein Schwulsein mit Selbstbezogenheit und Selbstliebe zu tun hat, oder mit meiner Isolation und meiner Zwillingsuche oder mit meinem Bestreben, alle Aspekte der Wirklichkeit, die sich auf mein Selbst beziehen, im Feld der Mathematik darzustellen und zu verstehen.

Dynamik durch Verschränken (innen / außen)



Eine autistische Konfiguration

Von Anfang an – sofern es Sinn macht, bei einem Leben von einem Anfang zu sprechen – fühlte sich mein Denken von Zeichen, Buchstaben und Zahlen angezogen. Von meinen Eltern weiß ich, dass Bücher zu den ersten Dingen gehörten, die mich interessierten und bereits im Kleinkindalter meine Lieblingsspielzeuge waren. Da ich, wie ich von meinen Eltern weiß, anfangs nicht gerade sachgemäß mit ihnen umgegangen war, vermute ich, dass meine Liebe bei den Büchern auf eine eher begrenzte Gegenliebe traf. Diese fast schon magische Anziehungskraft, die Zeichen auf mein Denken ausüben, Wirklichkeit, die sich in Gestalt von Zeichen und Symbolen darstellen und tatsächlich durchdringen lässt, durchzieht mein Leben wie ein roter Faden. Selbst zu den Zeiten nach meinem Abitur, als ich mich als Künstler wahrnahm und von Mathematik und Naturwissenschaften nichts wissen wollte, drangen die Zeichen immer wieder in meine Kunst ein und prägten sie. Überhaupt bildete die Logik, das innere Geflecht an Beziehungen, das die Welt der Zeichen in sich zusammenhält, immer den Rahmen, der die Welt meiner Wahrnehmungen und meines Denkens zu einem konsistenten Ganzen zu machen versucht. Einem Ganzen, das immer auch brüchig ist, flüchtig und in jedem Moment hergestellt werden muss, um nicht ganz zu verschwinden.

Zeichen und Zahlen waren für mich nie abstrakt; sie waren immer mit konkreten Sinneswahrnehmungen verbunden. Dabei konnte ich nicht einzelne Zahlen oder Buchstaben sehen; sie hatten für mich auch keine synästhetische Qualität. Ich konnte ihre Beziehungen zueinander sehen; wenn ich eine Zahl sah, die als Produkt aus mehreren Primzahlen zusammengesetzt war, erschien sie mir als ein Spektrum, das von den Primzahlen aufgespannt wurde. Buchstaben erzeugten in mir Klänge, wenn sie kombiniert wurden, Klänge, die wohlklingend oder dissonant sein konnten, die zu den Worten, die sie bildeten, passen konnten oder nicht. Die konkreten Bedeutungen der Worte spielten dabei keine Rolle. Ich hatte Spaß daran, neue Sprachen zu erfinden, die nur aus wohlklingenden Worten bestanden – Worten, die keine Bedeutungen trugen, sondern Klänge. Die Beschäftigung mit Zeichen und Zahlen war für mich auch immer eine ausgesprochen sinnliche Angelegenheit, voll von Farben und Klängen, die allerdings nur ich sehen beziehungsweise hören konnte. Erinnern kann ich mich an diese Beschäftigung mit Zeichen erst in der Zeit nach meinem Übergang;

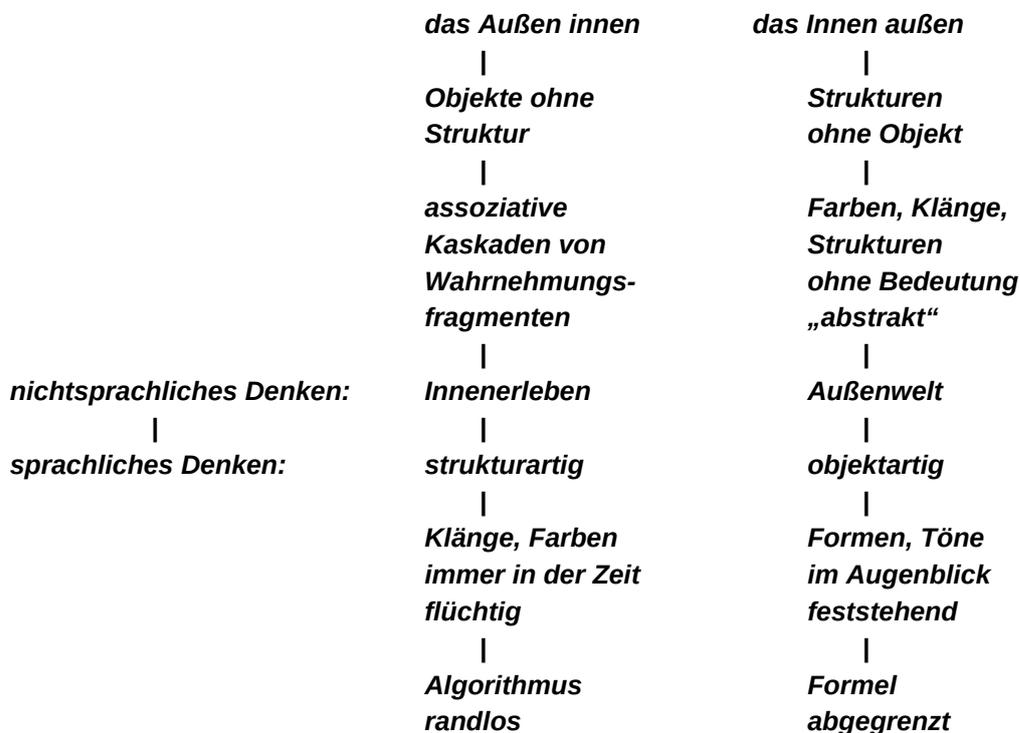
ich bin mir aber sicher, dass dies zuvor auch so war. Ich bin mir sogar sicher, dass diese Wahrnehmung von Beziehungen als Farben und Klänge die Qualität meiner Wahrnehmung in der Zeit vor dem Weltenwechsel weitgehend charakterisiert. Ich bin mir deswegen so sicher, weil ich auch in der Zeit danach immer wieder in einen Wahrnehmungsmodus gerate, in dem ich keine Objekte und Töne wahrnehme und sich alles in Form von Farben und Klängen darstellt, was dann durch weitere Strukturmerkmale überlagert werden kann. In dieser Wahrnehmung gibt es nichts bestehendes, wenn ich beispielsweise irgendwo unterwegs bin, keine Häuser, keine Autos, Menschen, Straßen etc., sondern Farben und Strukturen, die sich in einem beständigen Fluss befinden. Es gibt auch keine Töne oder Laute, die sich identifizieren lassen, sondern Klänge, die ich mit meinem ganzen Körper spüre. Dennoch ist es eine wirkliche Welt, die Wirklichkeit, die ich da wahrnehme, und wenn ich mich nicht in einem solchen Moment beirren lasse, nehme ich sie auf diese Weise akkurat genug wahr, um mich darin orientieren zu können – auch in einer Großstadt. Im Unterschied zu einer objekthaften Wirklichkeitswahrnehmung durchdringt mich diese strukturartige Wahrnehmung; es gibt keine Möglichkeit, sie von mir abzugrenzen: Sie ist wirklich in mir.

Zu meinem – in einem weiteren Sinne – mathematischen Interesse für Zeichen, Zahlen und Formeln kam nach dem Übergang im Alter von etwa elf, zwölf Jahren eines für Psychologie. Nachdem ich mich selbst als Teil einer wie auch immer gearteten Gemeinschaft wahrnahm, galt mein Interesse ihrer Funktionsweise, auch meiner Funktionsweise und vor allen Dingen, wie es funktionierte, mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen. Ich las mich in diese Thematik ein und versuchte dabei immer, die gewonnenen Erkenntnisse ins Reich der Zeichen und Zahlen zu übertragen. Ich ahnte dabei schon, dass es etwas entscheidendes gab, was ich damals in meiner frühen Jugend noch nicht so richtig fassen konnte. Es war die Struktur, die sich aus der Interaktion der Zeichen miteinander ergab. Von noch einfachen Merkmalen wie die Symmetrie der Grundrechenarten bis zu so geheimnisvollen Aspekten wie die Verteilung von Primzahlen. Von der Ordnung der Vokale und Konsonanten bis zur Anordnung der Buchstaben im Alphabet und ihrer geheimnisvollen Fähigkeit, Worte bilden zu können: Wörter sind ja wie eine Regieanweisung für Bewegungen des Kiefers, der Zunge und der Lippen, wodurch wodurch sich eine Abfolge von Lauten bildet – die bisweilen zu einem Klang verschmelzen können. So kann mein

Körper zum Beispiel mit meinem zweiten Vornamen „Joachim“ eine Lautfolge erzeugen, die in meinem Schädel klingt, ihn subtil vibrieren lässt und dann, im Nachklang, den ganzen Körper vibrieren lässt, sodass ich ihn spüre als etwas, was durch diesen Namen „Joachim“ bezeichnet werden konnte. Mich faszinierte schon früh der Gedanke, dass dieses damals wie heute geheimnisvolle Ich durch seine Bezeichnung als Körper spürbar gemacht werden kann. Noch mehr faszinierte mich der Gedanke, auf diese Weise, durch den Klang eines Namens, einen anderen Menschen in mir spüren zu können, als wäre er ein Ich, ein Teil von mir, ein Zwilling.

Erst später, als die höhere Mathematik in meine Reichweite kam, fand ich neue Wege, Psychologie und mathematische Strukturen zusammen zu bringen. Ich lernte, wie meine Namensmagien meine eigene psychischen Strukturen offenbarten, wie überhaupt die Mathematik die Schablone meines psychischen Erlebens bildete. Mathematik ist letztlich nichts anderes als eine auf ihre Struktur reduzierte Sprache, Sprache ohne Bedeutung, bestehend nur aus Relationen zwischen Zeichen. Mir wurde klar, dass diese Struktur, die die Mathematik erforscht, das Verbindungsglied darstellt zwischen dem, was ich als Wirklichkeit wahrnehmen konnte, und dem, was ich als mein inneres, psychisches Erleben wahrnahm. Mir wurde klar, dass die Struktur, die die Grundlage jeglicher Sprache bildete, grundsätzlich dualer Natur ist: Es gibt Strukturen, die sich wie Objekte verhalten, sie lassen sich beispielsweise identifizieren (oder auswählen), haben einen Rand und sind niemals Teil von sich selbst. Es gibt aber auch Strukturen, die sich wie Relationen verhalten, Teil von sich selbst sein können, immer unbegrenzt sind und sich niemals auswählen (oder identifizieren) lassen. Dabei fiel mir auf, dass ich neben der integrierten Wahrnehmung von innerer und äußerer Wirklichkeit auch eine habe, in der äußere Wirklichkeit gänzlich unverbunden erschien, sowie eine, in der meine Psyche ohne Verbindung zu irgendeinem Außen war. Beide getrennte Wahrnehmungen sind nicht nur ohne Sprache, sie sind sprachlich gar nicht vermittelbar. Meine Beschreibungen von Strukturen ohne Bedeutung oder assoziativen Kaskaden von Wahrnehmungsfragmenten sind dafür bloße Annäherungen. Meine Innenwahrnehmung ist von dieser doppelten Dualität geprägt: Der von sprachlichem und nichtsprachlichem Denken und im sprachlichen Denken der von objekthaften und strukturartigen Elementen.

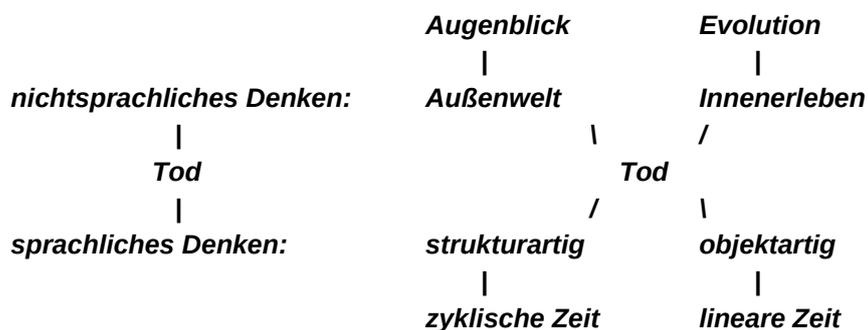
Sprache ist ein hervorragendes Medium, um die vielfältigen Aspekte sprachlichen Denkens darzustellen. Mit großem Interesse begegnete ich den strukturalistischen Philosophien, besonders die Psychoanalyse Jacques Lacans hatte mich schon früh in den Bann gezogen. Ich lernte, warum die strukturartigen Aspekte der Sprache mehr mit meinem Innenerleben zu tun hatten, das mal im Vordergrund, mal mehr im Hintergrund immer auch die assoziativen Kaskaden meiner Wahrnehmungsfragmente sozusagen im Blick hatte. Ich lernte, durch Prosa und Gedichte für diese Aspekte sprachlichen Denkens Ausdrücke zu finden. Das Bedürfnis, meinem Innenerleben Ausdruck zu verleihen, brachte mich bereits in meiner Jugendzeit zur Malerei. Aber erst als ich die Aquarell- und Tuschemalerei für mich entdeckte, fand ich einen malenden Zugang zu meinem nichtsprachlichen Denken; das war etwa zur selben Zeit, als ich mich schreibend den strukturartigen Aspekten meines sprachlichen Denkens annäherte. Ich entdeckte dabei auch die buddhistischen Lehren, insbesondere den Zenbuddhismus mit den Koans, die ich regelrecht lieben gelernt habe, als einen Versuch, sprachliches und nichtsprachliches Denken miteinander in Beziehung zu bringen. Insgesamt erkannte ich folgende Grundstruktur in meinem Innenleben:



Meinen Weltenwechsel im Alter von zehn bis zwölf Jahren verstehe ich als einen Perspektivwechsel in diesem Gefüge: Vorher befand ich mich auf der Seite meines nichtsprachlichen Denkens und nahm mein sprachliches Denken von der strukturhaften Seite wahr; so war ihre objekthafte Seite für mich irgendwie vorhanden aber immer auch weit weg von mir, sehr weit weg. Seit dem Wechsel befinde ich mich auf der Seite meines sprachlichen Denkens, das in beiden Aspekten sehr präsent in mir ist. Weiter weg, tief in mir drin, gibt es aber immer noch mein nichtsprachliches Denken, zu dem ich den Kontakt nie verloren habe.

Eine Geburtsgeschichte

Ich bin als todkranker Mensch auf die Welt gekommen und es war sehr unwahrscheinlich, dass ich meine „Geburtskrankheit“ überlebt habe. Was ist dieser Tod, der meinen Übergang aus dem Uterus meiner Mutter in die äußere Welt markierte? Ist es ein Übergang zwischen zwei Zuständen, zwischen denen kein Übergang denkbar ist? Ist somit mein Weltenwechsel auch ein Tod, der Tod eines selbst, das sich jenseits eines sprachlichen Denkens wahrnahm, zugunsten eines Ichs in der Sphäre sprachlichen Denkens? Der Tod stünde so nicht in einem Gegensatz zu meinem Leben, sondern wäre Teil davon; er wäre geradezu Voraussetzung dafür, dass sich mein Leben entwickeln kann, dass sich darin die Gegebenheiten meiner Geburt entfalten und sich selbst erkennen könnten. Er wäre Voraussetzung meiner Erkenntnisfähigkeit, vielleicht von Erkenntnis überhaupt. Damit erscheint der Tod quasi synonym als ein Grundaspekt der Zeit: Dem Übergang zwischen zwei unverbundenen Aspekten der Wirklichkeit und damit auch der Wiederkehr:



Der Tod ist damit nicht nur eine Angelegenheit des Lebens. Er stellt vielmehr eine Grundgegebenheit der Zeit dar und Zeit und Raum sind wiederum Grundgegebenheiten sprachlichen Denkens. Damit ist der Tod Angelegenheit von allem, was sich im Horizont sprachlichen Denkens befinden kann, insbesondere ist er eine Angelegenheit der Funktion, da sich sprachliche Objekte in ihrer Funktion zu erkennen geben und wann immer sie ihren Zeitmodus wechseln, ereilt sie Verlust oder Veränderung ihrer Funktion. Den Funktionsverlust von Dingen habe ich immer schon, seit ich mich erinnern kann, als Tod empfunden. Als ein Tod, dem eine Wiederkehr folgt, indem der mit der Funktion verbundene Signifikant seinen Halt verliert und zu gleiten beginnt.

Für mich erwies sich der Tod und das mit ihm einhergehende Signifikantengleiten als eine großartige Chance, mich zu entwickeln und meine Grundgegebenheiten zu entfalten. So konnte ich die Signifikanten meiner Isolation gleiten lassen, durch verschiedene Aspekte meiner Kleidung, durch Zeichen, Formeln und Namen und durch die Gegebenheiten meines körperlichen Empfindens. Die Isolation transformierte sich dadurch in Erkenntnis, in eine Weltkenntnis, die mir durch diese Signifikanten vermittelt wurde. Die Mathematik, auch als Selbstanalyse, ermöglichte es mir, aus meinem Abgeschlossensein, meiner sozialen Behinderung, eine Befähigung zu machen, indem ich mein Denken kultivierte und entwickelte. Das Scheitern an den Sozialisationsanforderungen, das ich vor allen nach meinem Weltenwechsel deutlich gespürte habe, als Scheitern an meinem Wunsch nach Kontakten zu anderen Menschen und nach Überwindung meiner Isolation, das transformierte ich in eine mir eigene Lebenskunst. Die Diskrepanz zwischen dazu gehören wollen und nicht dazugehören zu können füllte ich auf zweierlei Weise: Zum einen war mein Orientierungspunkt immer meine innere Welt, was nach außen hin häufig unangepasst wirkte; zum anderen war ich der äußeren Welt immer sehr zugewandt, weil ich hier meinen Zwilling vermutete und suchte. Ich denke, dass dieser Widerspruch zwischen Selbstorientierung und Zugewandtsein das ist, was andere Menschen als meine Persönlichkeit wahrnehmen. Schließlich transformierten sich durch meine mir eigenen Auseinandersetzungen mit Liebe und Sexualität, bei denen ich immer im Zentrum stand, mein fragmenthaftes Ich in ein ichloses aber ganzes selbst. Es ist nicht ein selbst, das sich einer ihm äußeren Welt anpasst, es ist vielmehr eines, das sich als Teil, als spezifischen Aspekt einer Welt wahrnimmt, die innerlich und äußerlich zugleich ist.

Zwei Welten

Der Cocon → *nach außen*

Eine Grundstruktur in meinem Leben sind die zwei Welten, in denen es stattfindet. Diese beiden Welten sind so unterschiedlich, dass ein Übergang immer auch einen Tod bedeutet. Diesen Übergang habe ich paradigmatisch im Alter von zehn bis zwölf Jahren vollzogen, endgültig in sofern, dass seither mein Lebensschwerpunkt hier befindet: In einer sozialen Welt, in einem sprachlichen Denken und in einem vorhandenen selbst. Dennoch habe ich das „dort“, wo ich herkomme, nicht verloren; immer wieder tauche ich in diese Welt ein, meist unfreiwillig, etwa auf Grund einer Wahrnehmungsüberforderung, manchmal aber auch in einer Art Meditation bewusst und beabsichtigt. Jeder dieser Übergänge ist ein Tod, ein Übergang ohne Durchgang und daher ein – meist vorübergehender – Funktionsverlust. Diese Grundstruktur, das Heraustreten aus einer umfassenden Abgeschlossenheit, prägt die Grundauseinandersetzung meines Lebens: Das Fremdsein in dieser Welt und das damit verbundene Gefühl der Isolation, aber zugleich auch ein tiefes „Bei-mir-sein“, eine tiefe Resistenz gegen jede Form der Entfremdung (von sich). Die absolute Abgeschlossenheit meiner Kindheit ist unmittelbar mit einer nicht weniger absoluten Offenheit verbunden; Abgeschlossenheit und Offenheit sind zwei Aspekte einer Gegebenheit, eines Aspektes sowohl meines Erlebens als auch meiner Persönlichkeit.

Durch die zwei Welten, in denen ich lebe, ist eine binäre Ordnung gegeben, die mein Erleben in weitgehend allen Aspekten durchzieht. Die doppelt binäre Struktur meines Denkens, wahrnehmungsbezogenes (nichtsprachliches) und sprachliches Denken, Denken in Strukturen und in Objekten, gliedert die Welt, in der ich lebe, in einer spezifischen Art und Weise. Nicht nur, dass ich Wirklichkeit als et-was wahrnehme, was sich in beständiger Veränderung befindet und immer wieder von Neuem hergestellt werden muss. Auch meine Erinnerungen gleichen am ehesten Interferenzmustern, die etwa auf der Wasseroberfläche entstehen, wenn man etwas in einen See wirft, und dann gleich wieder abebben, bis sie nicht mehr wahrnehmbar sind. Der Abgeschlossenheit meiner autistischen Welt entspricht die Offenheit meines Denkens und meiner Wahrnehmungen; äußere und innere Wirklichkeiten durchdringen einander: Die Weltbilder etwa, die die moderne Physik erzeugt, beispielsweise die Welle-Teil-

chen-Dualität, passt sehr gut zu meiner Wahrnehmung der Welt, in der ich lebe. Eine als äußere wahrgenommene Welt getrennt von einem selbst als Perspektive der Wahrnehmung, das ist lediglich ein Aspekt des Wahrnehmens, der dadurch entsteht, dass sich die Struktur eines sprachlichen Verstehens über die der (sich immer in Bewegung befindenden) Wahrnehmungsfragmente legt und dabei so etwas wie eine Wirklichkeit fixiert. Ich nehme das wahr, denke das, weil ich weiß, wie sich ohne diese Struktur denkt. Das sprachlose Kaskadieren fragmentierter Wahrnehmungsinhalte wirkt wie ein Vakuum, das um sich herum eine fixierende Struktur legt, sobald sich eine anbietet, wie ein schwarzes Loch, das einen Ereignishorizont um sich herum ausbildet, um sich darin zu verstecken. Jacques Lacan spricht hier vom „Drängen des Buchstabens“, jenes etwas, das mich bereits im Kleinkindalter in den Bann gezogen hat.

Objekt ↔ Struktur

→ *innen offen:*

Struktur → Ordnung → Mathematik

außen ↔ innen

→ *abgeschlossen außen:*

Sprache → Objekt → sich selbst

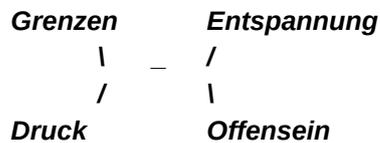
abgeschlossen ↔ offen

Liebe & Sexualität

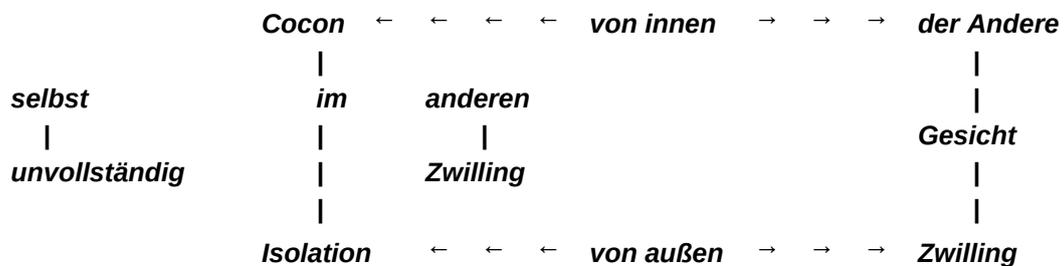
→ **innen & außen** → **offen**

Das Empfinden, das ich seit meiner Kindheit mit Sexualität verbinde, eine Art psychischer Spannungszustände, die auf eine Entladung abzielen, verbindet meine Psyche eng mit meinem Körper. Ein psychisches Empfinden, das mit körperlichen Maßnahmen manipuliert werden kann; das vor allen Dingen auch danach strebt, seine eigenen Grenzen zu überwinden, die ihm körperlich gesetzt sind. Mein Umgang mit diesen grenzüberschreitenden Bestrebungen meines Nervensystems bestand darin, Grenzen zu spüren, mich einzuklemmen, mich zu fesseln oder fesseln zu lassen oder auch Grenzen meiner Ausdauer zu erkunden, beim Laufen, Schwimmen oder Fahrradfahren. Dieses Spiel von Grenzen und Offenheit war bei mir schon sehr früh mit dem Begriff Sexualität belegt, weil es nicht selten auch mit einem Samenerguss verbunden war, der mit einer rapiden, fast augenblicklichen Spannungsentladung verbunden ist.

Druck und Grenzen verwandelten sich mit einem Mal in ein Offensein und in eine Entspannung.



Sexualität hatte für mich nie eine soziale Bedeutung; sie ist immer nur als Phänomen in einem Regulationssystem für psychische Spannungen aufgetreten. Anders ist das mit der Liebe. Der Begriff Liebe ist bei mir durch eine grundlegende Erfahrung in Zusammenhang mit meinem Weltenwechsel gegeben. Nach dem Wechsel gab es zwei Dinge, die gemeinsam in mein Leben getreten waren: Das Gefühl, in einer unüberwindbaren Isolation zu leben und das als einziger der Menschen um mich herum, vielleicht sogar aller Menschen, und die Idee, dass es irgendwo in der Welt einen Menschen geben musste, der in der Lage war, zu mir hindurch zu dringen. Da mein Weltenwechsel durch eine Begegnung markiert war, in der ich mich in einer anderen Person erkannt hatte (wenn auch nur in einem unwirklich wirkenden Moment), war diese Idee sofort in den Gedanken geronnen, dass ein solcher Mensch eine Art Zwilling von mir sein musste. Dass ich, mein selbst, unvollständig war und erst durch eine Begegnung mit diesem Zwilling sozusagen ganz wurde.



Diese Sehnsucht nach einem Zwilling, die getrieben von einem immer tiefer werdenden Gefühl der Isolation zu einer Manie wurde, belegte ich mit dem Begriff Liebe. Das Bild der Liebe war deshalb immer auch mit dem Gefühl der Isolation verbunden, das mich begleitete, seitdem ich den Cocon meiner Kindheit verlassen habe. So wie die Isolation die Außenansicht des Cocons darstellte, war das Gesicht des Jungen, das mich aus dem Cocon herausführte, die Außenansicht meines inneren Zwilling. Liebe schließlich bedeutete dieses magische Spiel von innen und außen, die Mysterien eines Perspektivwechsels, in

dem ich mal mich selbst in einem anderen, mal das andere in mir entdecken konnte. Mysterien, die immer aber auch in jenem isolierten selbst verblieben sind, das sie hervorrufen konnte.

Grenzen → Spannung → Körper ↔ Psyche ← Gegendruck ← offen

selbst ↔ anders

anders ↔ selbst

Isolation → Spiegeln → Zwillings ↔ selbst ← Wahrnehmen ← verbunden

Ein autistischer Körper

→ *randlos* → *Transparenz*

Körper und Psyche nehme ich als eines wahr, untrennbar ineinander verwoben als zwei Aspekte ein und derselben Sache. Meine Vorstellung ist dabei ein wenig von der Quantentheorie geleitet, die im Welle-Teilchen-Dualismus eine Grundgegebenheit alles materiellen sieht. Ich habe aber, lange bevor ich die Quantentheorie kennengelernt habe, in mir beides als eines wahrgenommen und war auch wie selbstverständlich davon ausgegangen, dass beides überhaupt und immer eines sind. Daher empfand ich es bereits in meiner Grundschulzeit als plausibel, physikalische Erkenntnisse und Gesetzmäßigkeiten auf psychische Phänomene anzuwenden und umgekehrt auch in der physikalischen Welt, in den Dingen, eine Psyche zu vermuten. In meiner Jugend beschäftigte ich mich sehr viel damit, etwa Begriffe aus der Psychologie so zu verallgemeinern, dass sie nicht nur auf Pflanzen und Tiere, sondern auch auf alle anderen Dinge, Steine wie Planeten, übertragbar sind. Umgekehrt verallgemeinerte ich die Gesetze der Physik so, dass sie auch in der Lage waren, psychische (und soziale) Phänomene zu beschreiben und idealer Weise auch zu berechnen. Das ist jetzt keine erfundene Theorie, sondern wurzelt tief in meinem Erleben, so tief, dass mich nichts von der Idee abbringen könnte, dass diese Zusammenhänge wirklich sind und es eine Reform der Wissenschaften bedarf, um diese Wirklichkeit adäquat zu erfassen. Gerade die modernen Grundlagentheorien der Physik und der Mathematik geben einigen Anlass, eine solche Wahrnehmung bestätigt zu sehen.

Welle - - offen - - - Psyche - - innen - Struktur

Teilchen - geschlossen - Körper - - außen - Objekt

Tatsächlich findet sich in der Trennung von Körper und Geist eine Struktur sprachlichen Denkens wieder, das die offene und beständig ausdehnende Struktur, mit der Wahrnehmungsinhalte als Fragmente miteinander verknüpft sind, zu Objekten „verklumpt“, indem es das Beständige im Veränderlichen zu identifizieren versucht. Mein Körper ist daher so etwas wie der geschlossene Aspekt, das resultierende Objekt einer psychischen Struktur, die sich im Wesentlichen als offen, transparent und unbegrenzt empfindet – ähnlich wie das Atom, besser das Elementarteilchen, das Gegenstück des Universums bildet. Um die Ordnung der Welt zu verstehen, ist es notwendig beide Aspekte, Elementarteilchen und Universum als eines zu verstehen; um mein selbst zu verstehen, ist es ebenso notwendig, Körper und Psyche als eines wahrzunehmen. Mit diesem Verständnis verwundert es daher auch nicht, dass sich mein psychisches Erleben deutlich in meinem Körper abbildet. Die Dialektik des Abgeschlossenenseins und der Offenheit findet dabei jeweils ihre Entsprechungen. Daher sind meine körperliche und meine psychische Integrität sehr eng miteinander verbunden: Jede körperliche Verletzung empfinde ich sogleich auch als eine psychische und umgekehrt jede psychische Verletzung auch körperlich. Nach meinem Weltenwechsel lernte ich auch, mir so etwas wie ein soziales selbst zuzulegen, eines, das anfangs recht unzulänglich war, aber beständig optimiert werden konnte. Diesem sozialen selbst entspricht meine Kleidung. Hatte das soziale selbst nach dem Wechsel primär die Aufgabe, meinen Zwilling zu finden, so hatte meine Kleidung die Funktion erhalten, diese Zwillingssuche zu verkörpern, dem Zwilling zu signalisieren, dass ich von seiner Art bin, und umgekehrt es mir zu ermöglichen, ihn an seiner Kleidung zu erkennen.

Phimose - - - - - psychische Spannungen

Darm(verschluss) - - - - - Isolation

Immunsystem - - - - - Offenheit

Kleidung - - - - - soziales selbst

Bewusstsein und Transzendenz

→ *Transzendenz* → *Wahrnehmung durch Tarnung*

Die grundlegende Offenheit meiner psychischen Struktur vermittelt mir nicht nur eine ebenso grundlegende Verbundenheit mit der Welt, in der ich lebe, einer Welt, die beim Übergang aus dem Cocon meiner Kindheit in die Welt der Menschen sinnbildlich eine kosmische Inflation erfahren hat. Damit ist die Grenze meiner Welt genau jener Mikrokosmos, in dem ich meine Kindheit verbracht habe. Jenseits dieser Grenze gibt es keine situationsbezogenen Erinnerungen mehr; es gibt Bilder, Farben, Klänge und auch Gerüche, deren synästhetische Verbindungen zueinander ich immer noch erahnen kann. Diese Grenze markiert eine Perspektive, aus der zu einer Seite die sich beständig verändernden Strukturen meiner Wahrnehmungen und zur anderen die meines sprachlichen Denkens zu erkennen sind. Von ihr ausgehend entstehen die Objekte in meinem Bewusstsein zusammen mit dem selbst, dem sie dann Gegenstand sind. Durch meine Beschäftigung mit Psychologie und Psychoanalyse weiß ich, dass diese Vorgänge an der Grenze zwischen vorsprachlichem und sprachlichem Denken dem Unbewussten zuzuordnen sind. Auch die psychischen Vorgänge, in denen die sprachlichen Strukturen zu Objekten gerinnen und eine Welt der Dinge, Umrisse und Oberflächen schaffen, bzw. eine Welt der Töne und Melodien, gehören in diesen Bereich des Unbewussten. Es ist der Bereich des Unbewussten, aus dem Künstler wie Philosophen und Mathematiker ihre Ideen schöpfen. Das Unbewusste der Psychoanalyse ist ein sehr tiefer Bereich, vergleichbar einem Ozean, bei dem lediglich in die Oberfläche ein wenig Licht dringt. Dieses Unbewusste muss auch unbewusst sein, damit sich das selbst als etwas ganzes, als ein Bewusstsein wahrnehmen kann. Ist dagegen dieser Bereich, in dem die Wahrnehmungsfragmente mit einer sprachlichen Struktur überzogen werden und zu Gegenständen gerinnen, bewusst, kann sich das selbst dieser Wahrnehmung nicht als ein Ganzes wahrnehmen und damit nicht als ein Bewusstsein. Als ich etwa zu meiner Abiturzeit anfing, mich mit Philosophien zu beschäftigen, war ich ziemlich befremdet, zu erkennen, dass die Art und Weise, wie hier die Welt verhandelt wurde, nichts mit meiner Wahrnehmung derselben zu tun hat. Erst die Beschäftigung mit buddhistischen Lehren und später auch mit der Philosophie Platons konnte mir

zeigen, dass die Autoren dieser Lehren zumindest in Ansätzen meine Welterfahrungen teilten.

Evidenz

Bewusstsein

ein selbst als Gegenstand der Objekte

Unbewusstes

sprachliche Struktur, die zu Objekten verklumpt

transparent

Unbewusstes

assoziatives Netzwerk aus Wahrnehmungsfragmenten

transparent

ein selbst als Ausschnitt im Fluss der Veränderungen

spiegelnd leer

transzendent

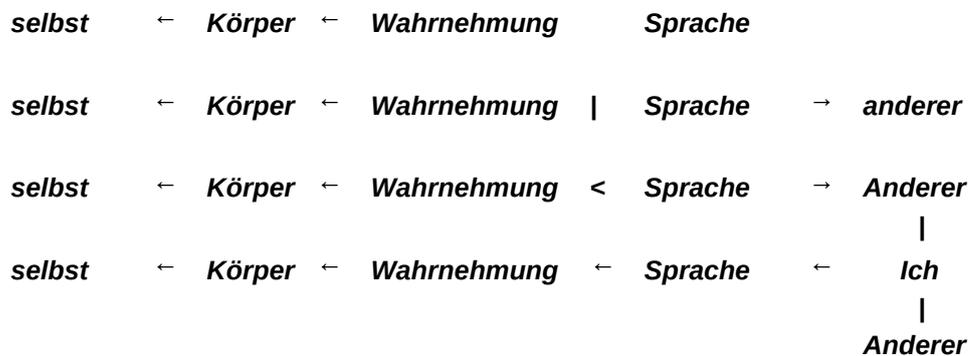
Die neurobiologische Autismusforschung spitzt sich in den letzten Jahren zunehmend auf Befunde zu, die unter dem Begriff „Konnektivität“ zusammengefasst werden. Diese Befunde zeigen, dass es im Gehirn neuronale Verbindungen zwischen zueinander entfernten Regionen gibt, die zum einen individuell unterschiedlich ausgeprägt sind, zum anderen bei autistischen Menschen in geringerer Zahl und Stärke vorhanden zu sein scheinen als im Durchschnitt der menschlichen Bevölkerung. Dieser Befund passt gut zu dem in der Neuropsychologie bestehenden „Common Sense“, dass sich autistisches Denken von nicht-autistischem durch eine schwächere zentrale Kohärenz unterscheidet. Dieser Unterschied kann charakterisiert werden als einer zwischen einem Denken, das (unter Umständen unzusammenhängende) Details im Blick hat, und einem, das sich eher an Gesamtkonzepten orientiert. Auch mein Denken nehme ich als grundlegend inkohärent wahr: Die Welt in der ich lebe, bildet keine Einheit, sondern besteht aus einem Patchwork aus einer Vielzahl von Perspektiven, die von sich aus kein Ganzes bilden, sondern aktiv in Zusammenhang gebracht werden müssen. In der Sprache der Topologie bildet meine Welt keinen geschlossenen Raum, sondern eine offene Mannigfaltigkeit. Innerhalb eines Spektrums mehr oder weniger (über längere Distanzen) verbundener Gehirnareale gibt es nicht nur ein (ein-dimensionales) Spektrum zwischen zentral

kohärenten und zentral inkohärenten Denkern. Es gibt vielmehr eine Reihe von Dimensionen, die nicht nur von der Quantität der Verbindungen aufgespannt werden, sondern von ihrer Qualität, je nach Stärke, Funktionsweise und vor allen Dingen auch Arealen, die sie miteinander verbinden. Ein Teil dieser Langdistanzverbindungen bringen zwei entfernte Gehirnareale zusammen, von denen die Neurobiologie zunehmend glaubt, dass sie für Autismus eine zentrale Rolle spielen: Bereiche der Wahrnehmung (insbesondere der visuellen) und Bereichen der Motorik. Es gibt zunehmend Hinweise, dass das Zusammenspiel dieser beiden Bereiche für die Sprachentwicklung entscheidend ist. Bekannt geworden ist dies unter dem Stichwort „Spiegelneuronen“. Offenbar – folgt man der Neurobiologie – ist eine hinreichend starke Verbindung dieser beiden Bereiche mit einem Denken verbunden, das sich als kohärent, als eines, wahrnimmt und dann auch vom sprachlichen Denken aus organisiert. Wiederum kann eine Verbindung dieser Bereiche sehr unterschiedlicher Qualität sein, so dass es sicherlich verkehrt wäre zu denken, autistische Menschen seien anders als nicht-autistische Menschen hier gänzlich unverbunden. Gerade die Entwicklungsfähigkeiten autistischer Menschen in Hinblick auf ihr Sprach- und Kommunikationsvermögen legen die Vermutung nahe, dass das Gehirn auch in solchen Langdistanzverbindungen plastisch und lernfähig ist; sie können, um in diesem Bild zu bleiben, auf unterschiedliche Weisen gelegt werden. Manche von diesen Weisen begünstigen eine Selbstwahrnehmung als ganz, des eigenen Denkens als Einheit, andere aber belassen einzelne Aspekte des Denkens transparent als eigenständige Teile. Das Denken besteht dann aus verschiedenen Aspekten, die miteinander verknüpft werden können – oder auch nicht.

zentral kohärente Selbstwahrnehmung



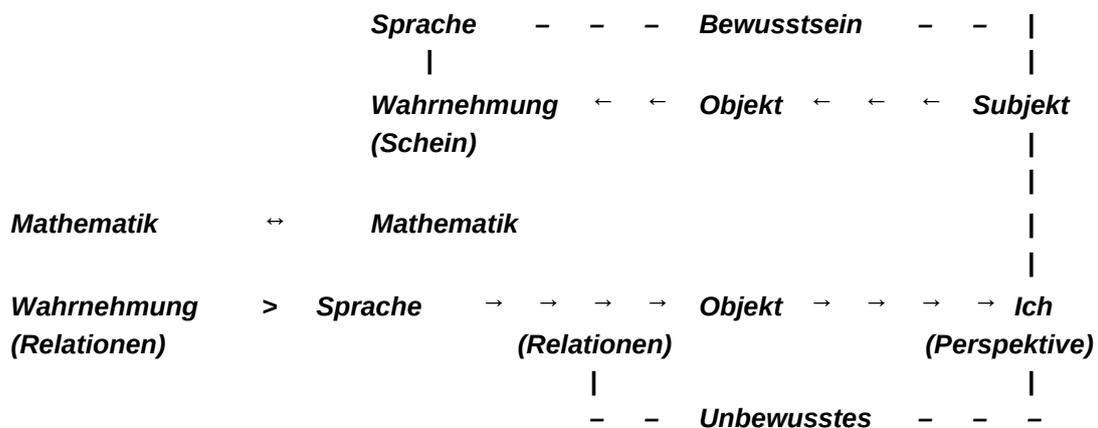
inkohärente Selbstwahrnehmung (verschiedene Möglichkeiten)



Auch wenn ein solches inkohärentes Denken eine breite Spannbreite von Entwicklungsmöglichkeiten hat, von gänzlich isolierten Einzelaspekten bis zu ihrer weitgehenden Integration, bleiben diese Aspekte als Einzelaspekte transparent, vielleicht mal so, dass ihr Zusammenwirken überhaupt nicht vorstellbar ist, und mal so, dass sie in einem weitgehend als Einheit wahrgenommenen Denken als Einzelteile noch „durchscheinen“. Entscheidend ist, dass unter einem als sprachlich wahrgenommenen Denken weitere Aspekte erkennbar sind. In einem zentral kohärenten Denken werden sie vom Bewusstsein zensiert und bilden ein Unbewusstes. Der Grad der Kohärenz eines inkohärenten Denkens korreliert direkt mit der Fähigkeit, Sprache sozial einzusetzen und in diesem Sinne funktional zu sein. Aber er ändert nichts daran, dass durch sprachliches Denken hervorgerufene Effekte, insbesondere die Einheit der Welt- und der Selbstwahrnehmung, als solche Effekte wahrgenommen werden und damit einen nur begrenzten Wirklichkeitsgehalt haben. Das Unbewusste kohärenter Denker schützt die Illusion von einer einheitlichen Welt und einem einheitlichen selbst vor seiner Entlarvung durch das Bewusstsein. Es bildet die verborgene Wahrheit und damit den – oft unverstandenen – Kern der eigenen Persönlichkeit. Inkohärenter Denker ist die Struktur ihrer Psyche mehr oder weniger offenbar, mal so deutlich, dass es keinen Sinn mehr macht, überhaupt von Psyche zu sprechen, mal eher verschwommen, getrübt durch die Illusion der Ganzheit, die sich über die Aspekte und Schichten des eigenen Denkens legen.

Unterliegt die eigene psychische Struktur nicht der Zensur, erscheint sie als sprachliche Struktur, und die Struktur der Sprache ist Gegenstand der Mathematik. Das ist auch genau das, was ich bereits als Kind erahnte und während

meines Mathematikstudiums direkt so erlebte: Die Mathematik als die Sprache, die die Struktur der eigenen Psyche beschreibt, als Struktur des Vorgangs, der im Spannungsfeld zwischen fragmentierter Wahrnehmung und dem Wahrgenommenwerden als soziales Wesen die Welt und das eigene Selbst wirklich werden lässt. Interessanter Weise werden in der Mathematik Themen, die geeignet sind, psychische Grundstrukturen zu beschreiben, zu einer Zeit interessant, als auch die Psyche in den Fokus der Wissenschaften gerät. Insbesondere die etwa Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufgekommene projektive Geometrie und die wenige Jahrzehnte später kontrovers diskutierte Fragen nach den mathematischen Grundlagen. Aus der Perspektive eines kohärenten Denkens erscheint der Raum als äußere Struktur, als euklidischer Raum, der wie ein Gefäß die äußere Welt beinhaltet. Einem transparenten Denken zeigt sich, was auch die Mathematik nahelegt: Dass das Sehen immer auch mit einer Perspektive – und einem Horizont – verbunden ist; es gibt keinen Raum ohne Perspektive und ohne Horizont. Der aus einer Perspektive wahrgenommene Raum ist allerdings nicht euklidisch. In ihm gibt es keine absoluten Ränder und der eigenen Perspektive ist immer ein Fluchtpunkt entgegen gesetzt. Die Teilung der Welt in innen und außen entlarvt sich als perspektivischer Trick, als Verlagerung des Fluchtpunkts ins Unendliche, wo-durch zugleich auch das selbst gesetzt wird, als ein Ich, das in der umgebenden Welt eine eigentlich unmögliche Position innehat. Diese grundlegende Wahrnehmungstäuschung basiert auf einem Denken, das zwischen zwei Zuständen umschalten kann, zwischen denen es keine Verbindung und keinen Übergang gibt. In dem einen Zustand sind innen und außen getrennte Kategorien, im anderen sind sie identisch. Nur im ersteren können sich Objekte bilden; ansonsten besteht Wirklichkeit aus Relationen und ist in sofern transparent, dass es nirgendwo Ränder gibt. Auch in der Mathematik gibt es eine solche Dualität: Der Mathematik der Objekte (Mengen) entspricht die Eigenschaft der Auswählbarkeit oder Identifizierbarkeit (Auswahlaxiom) und die Abgeschlossenheit (Fundierungsaxiom). Strukturen dagegen sind nicht fundiert und nicht zwangsläufig identifizierbar.



In der Perspektive eines transparenten Denkens, das sich selbst nicht als Einheit wahrnimmt, erscheint das sprachliche Denken als Überlagerung eines „eigentlichen“ Denkens in Form von Kaskaden geknüpfter und gelöster Assoziationen von Wahrnehmungsfragmenten. Es macht Einzelaspekte dieses Denkens als Objekte (im Raum) identifizierbar und schafft eine Ordnung, indem es das (ansonsten zirkuläre) Denken fundiert und einen Zeitfluss jenseits einer Gegenwart entstehen lässt. Mit dieser Ordnung der Welt entsteht auch das Subjekt als der Objektwelt entgegengestellt, als Gegenstand der Objekte. Alles, was in diesem Sinne als wirklich wahrgenommen wird, hat daher eine sprachliche Struktur und ist Forschungsgegenstand der Mathematik. Ich bin überzeugt, dass Autismus immer auch bedeutet, in einer Welt zu leben, die die Strukturen sprachlichen Denkens nicht als einzige kennt. Sie sind hier mehr oder weniger stark gebrochen, konterkariert von einem wahrnehmungsbezogenen Denken, das den Schein des Sprachlichen entlarvt, das ansonsten als verborgenes Unbewusstes zensiert ist. Ein Denken, dem die Wirklichkeit fragmentierter Wahrnehmungen transparent ist, muss aber nicht zwangsläufig ein autistisches Denken sein. Vielmehr scheint die konkrete Vernetzung entfernter Bereiche des Gehirns eine zentrale Rolle für die Wirklichkeiten zu spielen, die von den Menschen erlebt werden. In Hinblick auf Autismus scheint insbesondere die Vernetzung von Wahrnehmungs- und motorischen Zentren spezifisch zu sein. Aber gerade vor dem Hintergrund der außerordentlichen Vielfalt, die alleine zwischen autistischen Menschen besteht, scheint es naheliegend, dass auch die Verbindungen zwischen anderen entfernten Gehirnarealen wichtige Grundvoraussetzungen für die Sozialisation der Menschen in ihre Umwelt – so wie sie sie und sich darin wahrnehmen – von Bedeutung zu sein.

Das erkennende Universum

Die Trennung von innen und außen charakterisiert die Grundstruktur einer sprachlich vermittelten Welt. Erst dadurch kann eine Wirklichkeit Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen werden. Transparenten Denkern ist aber unmittelbar klar, dass die auf einer solchen Grundlage wissenschaftlich erforschte Welt dieser Grundlage gar nicht entspricht. Es gibt keine Welt, keinen einzigen Aspekt in ihr, der nicht aus einer Perspektive heraus wahrgenommen wird. Somit gibt es auch keine Welt und noch nicht einmal einen Aspekt in ihr, in dem innen und außen getrennt sind. Die Wahrnehmung kennt keine Objekte, keine Ränder oder Begrenzungen und auch nichts, was sich nicht in einem permanenten Wandel befindet. Wahrnehmungsinhalte, Objekte wie Bedeutungen, sind daher immer Ergebnisse aktiver Denk- und Reflexionsprozesse. Dabei befindet sich die wahrgenommene Wirklichkeit von vornherein in einem konstruktiven Prozess, einer Kommunikation mit der Umwelt, in die das Wahrgenommene am Ende verortet wird. Einer Wahrnehmung liegt immer auch eine Anpassung zu Grunde; sie ist im eigentlichen Sinne Tarnung und Nachahmung zugleich. Ein Zäpfchen etwa der Sehrinde, das die Farbe blau erkennt, erkennt sie, weil es sie nachahmt und damit selbst auf die spezifische Wellenlänge dieser Farbe konditioniert ist. Durch diese Anpassung tarnt es sich zugleich, indem es sich mit dem Aspekt blau, der ja ein Umweltaspekt ist, dieser Umwelt anpasst. Ebenso besteht das Ohr aus einer Struktur, die in der Lage ist, sich allen möglichen Klängen innerhalb eines Frequenzspektrums anzupassen. Auch diese Anpassung ist zugleich Tarnung und das Ohr bleibt im Kontext seiner klingenden Umgebung unhörbar. Wahrnehmung, Anpassung und Tarnung sind Aspekte biologischer Mechanismen, die Außen- und Innenwelt voneinander trennen, um sie dann wieder zueinander in Beziehung zu setzen.

Wissenschaften, insbesondere auch die Naturwissenschaften bauen auf dieser Trennung auf, insbesondere indem sie Subjekt und Objekt der Erkenntnis klar voneinander trennen. Die moderne Physik und Mathematik haben sich allerdings an der Erkenntnis abgearbeitet, dass diese Trennung Widersprüche erzeugt; sie ist nicht konsistent. Im Licht der modernen Naturwissenschaften und Mathematik erscheint Erkenntnis eher als etwas, was genau an der Verbindung von Objekt und Subjekt entsteht; in einem indefiniten Zustand, in dem beide weder getrennt noch vereint sind. Die Sprache der Wissenschaften verweist

auf einen Code, der diese Unterscheidung nicht mehr kennt und damit etwas darstellt, was den Horizont der Sprache übersteigt. Die moderne Mathematik hat dafür paradigmatische Beispiele etwa in Form fraktaler Strukturen gefunden, die selbst nicht mehr explizit mathematisch beschreibbar sind, gleichwohl aber ihre Erzeugung. In der Mathematik kann darüber hinaus beobachtet werden, dass Sprachen im Allgemeinen, das heißt jegliche sprachlichen Strukturen, als Fraktale beschreibbar sind. Sprachen haben genauso wie projektive Räume keine Ränder und damit auch kein innen oder außen. Das gilt insbesondere auch für die Mathematik, die aus diesem Grund nicht vollständig und daher auch nicht widerspruchsfrei sein kann. Wie Raum und Zeit ist eine sprachliche Struktur nicht aus sich heraus darstellbar; sie sind nicht Gegenstand, sondern Voraussetzung und zugleich Produkt der Erkenntnis. Sprache, Raum und Zeit sind daher keine erfahrbaren Wirklichkeiten, sondern zwingende Attribute einer Wirklichkeit, die in der Lage ist, erkannt zu werden – und zu erkennen. Erkenntnis ist in dieser Betrachtung immer auch Projektion und Reduktion von Wahrgenommenen; Raum, Zeit und Sprache, oder Mathematik, bilden die Grundstrukturen dieser Projektionen.

Topologie und Perspektive

Die wohl bekannteste physikalische Theorie ist die Relativitätstheorie; sie trägt dem Umstand Rechnung, dass eine physikalische Wirklichkeit immer nur aus einer bestimmten Perspektive wahrgenommen werden kann. Gleichwohl werden die Effekte, die diese Theorie vorhersagt, oft in einer Weise dargestellt, die genau diese Perspektivität nicht berücksichtigt. Genau genommen müsste die Relativitätstheorie auf der Basis projektiver Räume beschrieben werden. Die Tatsache etwa, dass der Blick in ein schwarzes Loch physikalisch ausgeschlossen ist, bedeutet nicht, dass es da einen ominösen Rand gibt, der nicht durchquert werden kann. Sie bedeutet, dass es da überhaupt keinen Rand gibt, genauso wenig wie ein Innen. Ränder sind Effekte, die im Prozess einer Erkenntnis entstehen, Wahrnehmungsartefakte, die sich durch die Widersprüche enttarnen, die sich auftun, sobald versucht wird, sie theoretisch zu fassen. Dasselbe gilt für die räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, die noch der klassischen Physik zu Grunde liegen.

Solche Widersprüche haben am Ende die Relativitätstheorie notwendig gemacht, die ihrerseits Raum, Zeit und Materie in einer Weise darlegt, die sich

weit von den Vorstellungen der klassischen Physik entfernt hat. Die Theorie zeigt, dass sich von den vier Grundgrößen der klassischen Physik, Raum, Zeit, Materie und Energie, keine unabhängig von den anderen denken lässt. Sie sind vielmehr verschiedene Aspekte ein und derselben Wirklichkeit, wobei es von der Perspektive ab-hängt, welche dieser Aspekte in Erscheinung treten. Aus der Perspektive etwa eines sich mit Lichtgeschwindigkeit bewegenden Lichtquants verschwindet die räumliche Dimension in der Bewegungsrichtung genauso wie die Zeit; die bloße Energie der Strahlung wird zum Teilchen, einem Quant. Hätte dieses Quant eine Ruhemasse, wäre seine Bewegungsenergie unendlich groß. Es sind tatsächlich zwei Größen, die die Perspektive in einer relativistischen Raumzeit bestimmen, die Geschwindigkeit und die Schwerkraft. Dabei sind Schwerkraft und Geschwindigkeitsänderung nicht voneinander unterscheidbar, Materie und Raum zwei Aspekte ein und desselben.

Perspektive:	von außen	von innen
	Raum - Zeit	Raum Zeit
		X
	Materie - Energie	Materie Energie
		Raum - Materie
		Energie - Zeit

Manchmal gibt es Momente, in denen mir Augenblicke meiner Kindheit präsent werden. Es sind keine Erinnerungen, sondern es ist vielmehr so, dass ich in die Welt meiner Kindheit, in jene Augenblicke eintauche, die dann so nahe sind, als würde ich sie gerade erleben. In solchen Momenten nehme ich mich zwar in meinem Körper wahr, meinen Körper aber nicht als etwas abgeschlossenes, sondern als mit seiner Umwelt verbunden, als Teil davon. Mein Körper hat keine Begrenzung, keinen Rand, meine Umwelt ist nicht in Raum und Zeit gefangen. Es ist vielmehr ein Kontinuum an Wahrnehmung, sehen, hören, riechen, spüren als Teil eines wahrnehmenden und erkennenden Universums. Diese Kindheitswahrnehmung entspricht einem In-der-Welt-sein, das sich durch den Zenausspruch „Ich bin nichts im Universum, das Universum ist in mir“ charakterisieren lässt. Das Universum ist in der Tat ein Spiegel meines selbst, meiner Selbstwahrnehmung, da es ja schon in der wörtlichen Bedeutung aussagt, dass es einseitig ist. Es gibt kein Außerhalb, keinen Rand; was ich erblicke, wenn ich hinein blicke, sehr weit hinein, bin ich selbst – nichts anderes. In einer

Welt, die Erkenntnis zulässt, ist jegliche Erkenntnis Selbsterkenntnis: Die Materie, aus der mein Körper besteht, ist gemäß der Relativitätstheorie nichts anderes als der von ihr gekrümmte Raum, der das gesamte Universum durchzieht. Umgekehrt erscheint das Universum, wenn sich mein Blick nach innen richtet – auch hier in weiter Ferne. Viele Menschen und vermutlich fast alle Wissenschaftler halten sich selbst für erkenntnisfähige, intelligente Wesen. Wenn es aber so eine Eigenschaft wie erkenntnisfähig oder intelligent gibt, muss sie eine Eigenschaft des gesamten Universums sein, etwas, was dieses Universum auch prägt. Erkenntnisfähigkeit ist aber nichts anderes als die Fähigkeit, innen und außen voneinander zu trennen und zu unterscheiden; eine Trennung, die allerdings immer in sofern willkürlich ist, dass sie von einer Perspektive abhängt, die durch die Unterscheidung bestimmt ist. Mit dieser Perspektive erscheint auch immer ein Horizont, der eines Universums, eines Elementarteilchens oder eines schwarzen Loches. Der Horizont ist immer der (logische) Ort, wo die Widersprüche der eingenommenen Perspektive in Erscheinung treten. So ist auch das Individuum der logische Ort, in dem die Widersprüche der Unterscheidung von selbst und anderen erscheinen.

Ich bin aber aus dem Kontinuum meiner Wahrnehmung und meiner allumfassenden Verbundenheit mit der Welt herausgetreten, in erster Linie, um Kontakt mit anderen Menschen aufzunehmen. Ich muss das wohl erkannt haben, den Trick mit der Unterscheidung von innen und außen. Vielleicht in dem Moment, als ich das erste Mal ein Gesicht wahrnahm, den Jungen ansah, wie er mit Mütze und Kapuze vor mir stand und – plötzlich – mich selbst mit Mütze und Kapuze eingepackt spürte, mein Gesicht in seinem sah – durch seine Augen. Das ist quasi der Urknall in meiner eigenen Biographie, eine gewaltige Explosion, die Raum, Zeit, Materie und Energie hervorbrachte, die mich von meiner Umwelt trennte, meinen Körper aus dem Raumzeitgefüge des Universums herauslöste. Die Welt, mit der ich auf diese Weise in Berührung kam, besteht nur in meiner Wahrnehmung; die wirkliche Welt, meine Welt, das Universum trage ich in mir als meine Kindheit.

Zeit und Text

Die Idee, dass das Beobachtete auch vom Beobachtenden abhängt hat die Quantentheorie in einen Formalismus gebracht. Die Welt der Quantentheorie ist pure Sprache, Grammatik, die einer von ihr abgehobenen Deutung bedarf, um et-was zu bedeuten. Die Struktur der quantentheoretischen Welt ist daher immer auch eine sprachliche Struktur. Ein grundlegendes Element in jeglicher sprachlichen Strukturierung ist die Zeit. Die Dichotomie von Bedeutung und Grammatik, Objekt und Struktur, ist eine der Zeit. Die Mathematik hat auf sehr grundlegende Weise mit der Zeit zu tun: Die Unvollständigkeitstheoreme Kurt Gödels basieren ja darauf, dass es zwei ineinander nicht abbildbare Grundstrukturen gibt: abzählbare und überabzählbare, das Diskrete und das Kontinuum. Tatsächlich gibt es unendlich viele ineinander nicht abbildbarer Grundstrukturen, aber in der Mathematik treten in aller Regel nur die ersten beiden in Erscheinung. Die Dualität von Kontinuum und abzählbaren Strukturen spiegelt sich auch in den Beweis- und Konstruktionsverfahren der Mathematik wider. Klassische Beweisverfahren reihen eine Folge logischer Schlussfolgerungen aneinander, die sich ad hoc ausführen lassen und nach endlicher, theoretisch sogar beliebig kurzer Zeit den Beweis zum Schluss führen. Dem stehen algorithmische Verfahren gegenüber, die eine Folge von Schlussfolgerungen wiederholen und eine Lösung beliebig annähern, aber niemals erreichen. Während für die klassischen Beweisverfahren die Zeit keine Rolle spielt, ist sie ein tragendes Moment in den algorithmischen Verfahren. Sehr anschaulich wird dies in den Fraktalen, die von algorithmischen Verfahren erzeugt werden: sie bestehen nur als Annäherungen, niemals als ein Ganzes. Den klassischen Verfahren entspricht ein linearer Zeitverlauf, der sogenannte Zeitpfeil, immer gepaart mit der Gleichzeitigkeit, die im Raum eine Darstellung findet. Die relativistische Raumzeit basiert auf dieser Dualität von (linearem) Zeit-verlauf und Gleichzeitigkeit. Algorithmischen Verfahren liegt eine andere Zeitstruktur zu Grunde, eine, die sich in einen zyklischen und einen evolutionären Aspekt aufteilt. Während die lineare Zeit durch die beständige Ausdehnung des Universums Entropie vernichtet, erzeugt sie die evolutionäre Zeit, indem die sich darin befindlichen Strukturen beständig an Komplexität gewinnen.



Die Zeit erscheint also zumindest in der Mathematik als eine vierdimensionale Struktur, wobei die Dimensionen als logische Dimensionen gedacht werden müssen. Sie zeigt sich somit als Struktur einer sprachlichen Wirklichkeit, als Wirklichkeit eines sprachlichen Denkens. Wie schon die Aspekte Raum, Zeit, Materie und Energie, die ebenfalls als Dimensionen verstanden werden können, fallen die vier Dimensionen der Zeit außerhalb eines sprachlichen Denkens zusammen. In der Quantentheorie wird diese ununterscheidbare Wirklichkeit als Wellenfunktion modelliert, die etwas charakterisiert, was sich formal und auch sprachlich nicht ausdrücken lässt. Ein Elektron ist etwas, wofür es keinen Begriff gibt, und hat Eigenschaften, die nicht benannt werden können. Erst im Akt der Messung kollabiert die Wellenfunktion und – wie aus dem Nichts – erscheinen messbare Größen, die sich im Horizont der hier dargelegten vier Dimensionen der Zeit befinden. Größen, die auf jeweils andere Dimensionen beruhen wie etwa Ort (gleichzeitig, evolutionär bzw. Raum, Materie) und Geschwindigkeit (linear, zyklisch bzw. Zeit, Energie) sind dabei nicht gleichzeitig beliebig genau messbar. Die zwangsläufige Ungenauigkeit der (gleichzeitigen) Messungen wird durch die Unschärferelation beschrieben. Die Quantentheorie berücksichtigt, dass jede Projektion von Wirklichkeit in den Horizont sprachlichen Denkens mit Verlusten behaftet wird. In der Physik gibt es daher die Unschärfe als unverrückbare Grenze, außerhalb der sprachliche Beschreibungen nicht möglich sind. Im Bereich des Denkens fällt die Parallele zu logischen Schlüssen auf, die nur in der Zeit vollzogen werden können. Dabei geht es nicht nur um mathematische Gebilde, die sich nur algorithmisch darstellen lassen, wie Fraktale. Es geht auch um Fragen, die nur in sozialen Kontexten relevant sind, wie etwa die Frage, die ich als Kind oder Jugendlicher nicht beantworten konnte, nämlich, ob ich wie die anderen Menschen als Person

wahrgenommen werde oder nicht. Alleine aus meiner Perspektive heraus lässt sich so eine Frage nicht beantworten; sie ist auf die Perspektiven anderer Menschen angewiesen. Diese Perspektiven eröffnen sich nur in der Zeit, in einem sprachlichen Denken. Sie waren für mich früher nicht zugänglich.

Manchmal gerate ich in einen mentalen Zustand, in dem ich den Eindruck habe, aus der Zeit herausgetreten zu sein. In diesem Zustand erscheinen mir unzählbar viele Dinge, Wahrnehmungsfragmente, die so schnell auftauchen und wieder verschwinden, dass ich keine Chance habe, sie zu erfassen. Augenblicklich gehen sie miteinander Verbindungen ein, bilden Netzwerke, die sich ständig verändern, verwandeln sich und verschwinden wieder, dass am Ende nur noch der Eindruck des Veränderns bleibt. Meinen „Gedankenblick“ kann ich wie bei einem Vexierbild so umschalten, dass ich entweder die sich verändernden Wahrnehmungsfragmente im Fokus habe oder die sich ebenfalls verändernden Netzwerke ihrer Beziehungen zueinander. Niemals beides zugleich, eines ist immer unscharf. Manchmal gelingt es mir, einen Ausschnitt des Netzwerks in mein sprachliches Bewusstsein mitzunehmen, wenn ich es wieder erlangt habe. Das ist dann wie festgehalten, wobei die Netzwerkstruktur im sprachlosen Zustand nicht wie ein Film ist, in dem eine Sequenz auf die andere folgt. Jede Sequenz ist mit unzählbaren anderen verknüpft, Teil eines Kontinuums von miteinander verbundenen, sich verbindenden und wieder voneinander lösenden, Netzwerken. Ich würde mich nicht wundern, wenn eine Meditation im Wesentlichen genau das ist, den Horizont sprachlichen Denkens zu verlassen. Interessanter Weise gelingt es mir, Netzwerke, Strukturen und Zusammenhänge in mein Bewusstsein mitzunehmen, nicht aber die Wahrnehmungsfragmente selbst. Zwar habe ich auch an sie Erinnerungen, die bleiben aber immer unscharf. So ist auch das erste Gesicht meiner Erinnerung unscharf geblieben, dessen Auftauchen meinen Übergang ins integrierte Denken ankündigt, das vom sprachlichen Denken dominiert wird. Dieses Gesicht markiert den beispielhaften Durchbruch eines wahrnehmungsbezogenen Denkens in den Bereich sprachlicher Strukturen. Wenn auch das Gesicht selbst unscharf geblieben ist, genaue Erinnerungen habe ich an seine Struktur, an die Struktur des Netzwerkes, aus dem es herausgelöst wurde. Diese Struktur hat sich an einer zweifachen Dualität meiner neuen Kleiderordnung konkretisiert: Mütze und Kapuze aus der Perspektive hin zu meiner Kindheit, Rollkragenpullover unter dem Hemd aus der Perspektive hin zu meiner Jugend- und Erwachsenenzeit. Die

Fundierte Wirklichkeiten

Die Dualität von Objekt und Struktur wird in der Mathematik durch die von Mengen und Graphen repräsentiert. Mengen sind dabei mit der „Enthaltensein“-Relation miteinander verbunden, Graphen durch die Adjazenz, die auf beides, Knoten und Kanten anwendbar ist, da beide äquivalent sind.



Das in der Mathematik etablierte Axiomensystem (ZFC) bezieht sich auf Mengen, ursprünglich wohl in der Annahme, dass Mengen die grundlegendsten Objekte der Mathematik darstellen. Dies trifft wohl auf die Objektperspektive zu, führt aber in der Strukturperspektive zu Verwerfungen. So lässt das ZFC kontinuierliche Strukturen wie beispielsweise die reellen Zahlen zu, indem es mit dem Auswahlaxiom dafür sorgt, dass diese Kontinuen mathematisch bearbeitbar bleiben. In der Graphentheorie macht dieses Axiom keinen Sinn, da hier nur sinnvolle Aussagen getätigt werden können, wenn die Strukturen abzählbar sind. Um das System der Mengen konsistent zu halten beinhaltet das ZFC auch ein Fundierungsaxiom, das besagt, dass jedes Netzwerk von Mengen, die über die Enthaltenseins-Relation miteinander verbunden sind, ein „Fundament“ haben muss, also keine Schleifen enthalten darf. Graphen dagegen können durchaus Schleifen enthalten. Daher gibt es auch die Möglichkeit, eine Mathematik auf ein Axiomensystem aufzubauen, das aus dem ZFC hervorgeht, indem es auf Fundierungs- und Auswahlaxiom verzichtet, dafür aber eine Bedingung beinhaltet, die das Auftreten eines Kontinuums an Adjazenzen verhindert.

Die Mathematik lässt sich als Wissenschaft von der Struktur der Sprache bezeichnen; ihre eigentliche Kraft bezieht sie aber aus ihrem Vermögen, viele Aspekte der Wirklichkeit so zu beschreiben, dass sie manipulierbar sind. Die Mathematik vermittelt gewissermaßen zwischen einer Wirklichkeit, die den Sinneswahrnehmungen zu Grunde liegt, und einer, wie sie durch Sprache vermittelt wird. Diese Vermittlung ist die Voraussetzung für moderne Naturwissenschaften und Technik. Wie die moderne Physik hat auch die Mathematik im zwanzigsten Jahrhundert Theoreme entwickelt, die die Grenzen ihrer Aussagen beinhalten, in denen es sogar um genau diese Grenzen geht. In der Mathematik

sind dies insbesondere die Dualität von Objekt und Struktur und die von Kontinuum und abzählbaren Strukturen. Wie in der Physik der Relativitätstheorie und der Quantentheorie hängen diese beiden Dualitäten zusammen. Das Kontinuum entspricht dabei der Materie und dem Raum; es tritt daher dort in Erscheinung, wo Raum und Materie ununterscheidbar werden: Im Urknall, in schwarzen Löchern oder in Elementarteilchen; es ist der Bereich der Relativitätstheorie. Abzählbare Strukturen treten dagegen überall dort in Erscheinung, wo die Quantentheorie ihre Gültigkeit behaupten kann. Die Dualität von Relativitätstheorie und Quantentheorie, von Teilchen und Welle, ist nichts anderes als die von Objekt und Struktur, von Kontinuum und Diskretem in der Mathematik. So wie die Unschärferelation den Bereich zwischen diesen Sphären zensuriert, tun dies die Unvollständigkeitssätze in der Mathematik. Alle diese Theorien sind keine Theorien einer – wie auch immer – außerhalb des sprachlichen Denkens befindlichen Wirklichkeit; auch nicht sprachlicher Strukturen selbst. Sie sind Theorien über das Verhältnis von sprachlichem und wahrnehmungsbezogenem Denken. Sie sind damit in engstem Sinne psychologische Theorien. Theorien einer Wirklichkeit, die in Erscheinung tritt, wenn sie im Kontext eines sprachlichen Denkens beobachtet und erkannt wird. Ein zentrales Merkmal dieses sprachlichen Denkens ist die Trennung von innen und außen, so wie sie im Fundierungssaxiom festgelegt wird, und seine Abgeschlossenheit, wie im Auswahlaxiom formuliert. Das wahrnehmungsbezogene Denken kann immer nur in fixierten Ausschnitten betrachtet werden: Das Kontinuum sich beständig ändernder Fragmente und Fragmentbeziehungen muss aber an jeder Stelle abzählbar sein, um eine solche Fixierung zu gestatten. Das heißt, jeder Versuch, es in irgendeiner Weise zu beobachten, zu beschreiben, berechnen oder zu verstehen, ist unweigerlich mit einer Projektion verbunden, die es reduziert. Dies ist die Zensur, die den Übergang zwischen diesen Bereichen verschwinden lässt. Der Übergang zwischen beiden Denksphären ist getarnt und egal aus welcher Perspektive nicht erkennbar. Die Tarnung wiederum besteht aus der Anpassung des einen Denkbereichs an den anderen und damit auch aus deren gegenseitiger Wahrnehmung.

Fundierungsaxiom: *innen ↔ außen*

Abzählbarkeit: *Zensur / Tarnung*

Auswahlaxiom: *abgeschlossen*
identifizierbar

Subjekt / Objekt	Struktur
<i>Materie - - - Raum</i>	<i>Zeit - Energie</i>
<i>Mengen ← Enthaltensein</i>	<i>Knoten ↔ Kanten ← Adjazenz</i>
<i>fundiert, identifizierbar</i>	<i>abzählbar</i>
<i>lineare Zeit - - Moment</i>	<i>zyklische Zeit - Evolution</i>
<i>Rand / Unendlichkeit</i>	<i>Perspektive / Horizont</i>

In der Mathematik gibt es einen Teilbereich, der sich explizit mit Sprachen beschäftigt, mit formalen Sprachen. Das sind Sprachen, die rein syntaktisch, unter Vernachlässigung aller Bedeutungen, betrachtet werden. Selbst wenn eine solche Sprache nur sehr einfach strukturiert ist im Vergleich etwa mit gesprochenen Sprachen, stellt sie ein ziemlich komplexes Gebilde dar. Formale Sprachen lassen sich unter bestimmten, sehr allgemeinen Voraussetzungen auf fraktale Gebilde abbilden; genauer auf Attraktoren von (unendlich) iterierten Funktionensystemen. Als fraktale Gebilde haben Sprachen keinen Rand und sind auch niemals vollständig. Da sie nicht fundiert sind, ermöglichen sie nie endende iterative Logiken, Logiken, die sich nur kommunikativ auflösen lassen und dafür eine Zeiteinheit definieren, einen Moment, in dem aus einer Reaktion geschlossen wird. Jacques Lacan nennt dies den Moment des Schließens. Da diese Kette des Schließens nicht enden muss, basieren die Schlüsse am Ende nur auf der Sprache, auf der von ihr vorgegebenen Struktur. Wirklichkeit sprachlichen Denkens basiert auf solchen iterierten Schlüssen, weil Strukturen wie Sprachen nicht fundiert sind; fundiert erscheinen die Objekte, die sie als scheinbare Kontinuen erzeugen. Es sind die Momente des Schließens, die die Erfahrung der Zeit erzeugen, einer Zeit in vier Dimensionen: den Moment, die Gleichzeitigkeit, auf der die Objekte beruhen, den Zyklus, da der Moment erst in der Wiederholung wahrnehmbar wird, die Evolution, die Zunahme an Entro-

pie, woran sich das Subjekt als Leben erkennt, und den (objektiven) linearen Zeitverlauf, den Zeitpfeil.

Die Unterscheidung von innen und außen ist also der Ausgangspunkt einer Wirklichkeit, die sich immer weiter in duale Muster aufspaltet: in einen Aspekt, der sich „unmittelbar“ erfahren, in gewisser Weise erspüren lässt, und einen, der sich erkennen lässt; das Erkannte in eine Welt der Strukturen und eine der Objekte, letztere wiederum in eine Raumzeit und Energie (inklusive Materie) und so weiter. Jede dieser Aufspaltungen ist eine Aufspaltung von Aspekten, nicht etwa von Objekten oder Strukturen; sie ist daher mit einer Art Zensur belegt, die sich über die fehlende Trennlinie legt und einen Rand erahnen lässt, den es gar nicht gibt. Die Trennung von (unmittelbar) Spüren und Erkennen etwa wird durch das Unbewusste zensiert, durch das erst diese beiden Aspekte als unterschiedliche Wirklichkeitserfahrungen in Erscheinung treten können. Die Trennung von Objekten und Strukturen wird durch die Unvollständigkeitsätze zensiert; in der Mathematik wird im Kontinuum, das die Objektseite repräsentiert, der weitergehende unendliche Regress explizit, denn es gibt nicht nur ein Kontinuum, sondern unendlich viele, eines nicht auf das andere abbildbar. Die Trennung von Raumzeit und Energie beziehungsweise Materie wird gemäß der Relativitätstheorie durch die Lichtgeschwindigkeit als maximal mögliche Geschwindigkeit zensiert, die von Welle und Teilchen durch die Unschärferelation der Quantentheorie. Diese unendlich regredierende Wirklichkeit stellt sich in einen Gegensatz zur Abgeschlossenheit der Wirklichkeitserfahrung, die mit der Trennung von innen und außen einhergeht.

Objekt und Subjekt:

abgeschlossen

außen ↔ innen

erkennen ↔ spüren

Objekt

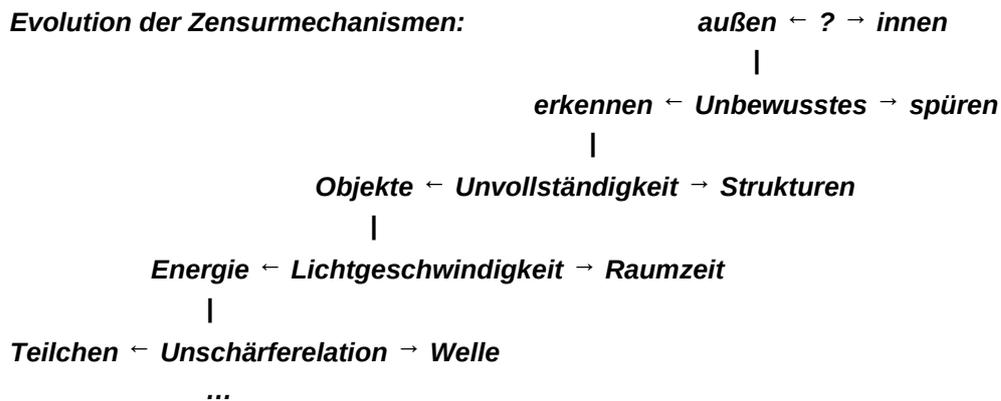
Objekte ↔ Strukturen

Subjekt

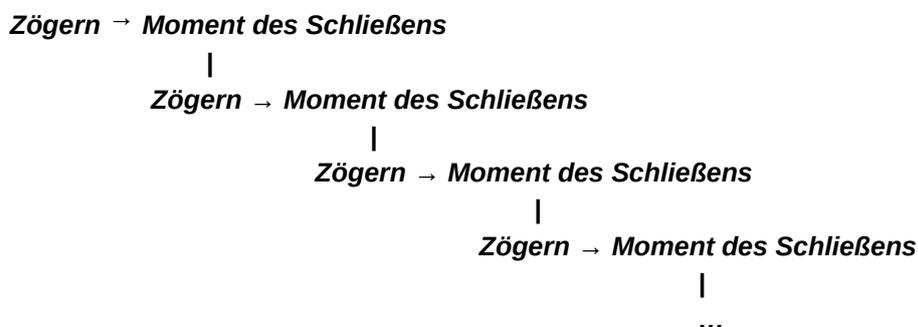
Energie ↔ Raumzeit

Teilchen ↔ Wellen

...



Jede dieser Aufspaltungen ist zugleich auch eine Projektion von Wirklichkeitserfahrung und damit auch eine Reduktion. In den Wissenschaften ist dies durchaus auch beabsichtigt, weil eine äußere Welt nur auf diese Weise erschlossen werden kann. Die Gefahr an dieser psychischen Struktur besteht darin, dass am Ende das Subjekt und damit auch die Wirklichkeitserfahrung insgesamt verschwindet, denn durch die fehlende Fundierung ist das Subjekt immer gerade nicht mehr Teil seiner Wirklichkeitserfahrung und kann von ihr auch nicht eingeholt werden. Die scheinbare und dadurch brüchige Wirklichkeit des Subjekts muss daher immer von neuem wiederholt werden. Das geschieht, solange es von anderen Subjekten als Subjekt wahrgenommen wird, als jenes besondere Objekt, das sich einem objektiven Zugriff entzieht. Hinter dieser Erfahrung des Subjektseins steckt eine so fundamentale wie subtile Erfahrung der Zeit: als Moment, der notwendig ist, ein Zögern als solches zu erkennen; das Zögern des anderen, einen selbst als Objekt zu betrachten. Dieser Moment ist nun nicht der Moment des Zeitpfeils, er ist ein Moment, in dem Entropie wächst, ein Moment evolutionärer Zeit und damit tatsächlich eine Erscheinung des zyklischen Zeitaspekts.

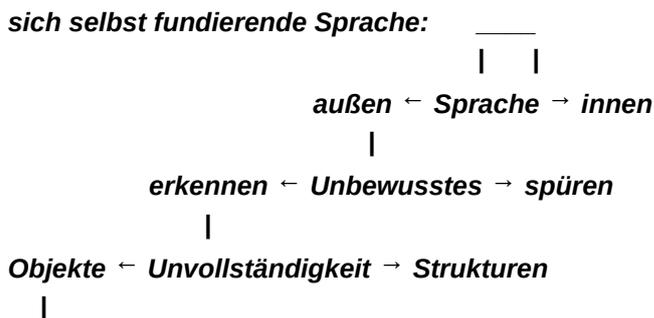


In der Welt sein

Ausgangspunkt dieser Betrachtungen war die Beobachtung, dass ich in mir zwei verschiedene Modi des Denkens wahrnehme. Eines zeigt sich als beständige Kaskaden von assoziativ miteinander sich verknüpfenden und diese Verknüpfungen wieder lösenden Wahrnehmungsfragmente; in ihm kann ich keine Unterscheidung von innen und außen vornehmen, genauso wenig zwischen den einzelnen Sinneswahrnehmungen. Das andere zeigt sich als ein sprachliches Denken, das seine Wirklichkeit ausgehend von einer Unterscheidung zwischen Innen- und Außenwahrnehmung durch eine nicht abreiende Kette von weiteren Unterscheidungen strukturiert. In diesem Denken nehme ich auch das selbst wahr, das seiner Welt beobachtend gegenüber steht. Meine philosophischen und psychologischen Auseinandersetzungen lassen den Schluss zu, dass die meisten Menschen nur den sprachlichen Modus ihres Denkens bewusst wahrnehmen; für sie sind eine äußere Welt und das beobachtende Ich (als klar getrennte Aspekte der eigenen Erfahrung) Wirklichkeit schlechthin. Eine Wirklichkeit aber, die insgesamt inkonsistent ist, die Widersprüche hervorruft und Tag für Tag, in je-dem Moment, wieder von neuem errichtet werden muss, um bestehen zu können. Damit diese Wirklichkeit auch wirklich erscheint, ist ihre Grundlage, die Trennung von innen und außen, mit einer Zensur belegt, dem Unbewussten.

Die Zensur in meiner Psyche arbeitet offenbar sehr nachlässig; dafür habe ich zu spät erst die grundlegende Trennung von Innen- und Außenwelt vollzogen, mit elf, zwölf Jahren, lange nachdem sich mein sprachliches Denken schon weitgehend entwickelt hatte. Die fehlende – oder unvollständige – Zensur entzieht meiner Wirklichkeitserfahrung die Basis, ihre logische Fundierung. Diese Wirklichkeit ist in meinem Bewusstsein vielmehr eine von vielen. Die Frage nach der wirklichen Wirklichkeit bleibt für mich daher nicht beantwortbar, genauso wie die Frage nach meinem selbst. Die grundlegend duale Struktur meiner Psyche ist eine Folge der Unterscheidung von innen und außen. Diese Struktur ist wie ein Gefäß, das bereitwillig aufnimmt, was ihm als soziale Wirklichkeit begegnet. Da die Unterscheidung zwischen Innen- und Außenwelt eine logische Fundierung benötigt, um als wirklich erscheinen zu können, nimmt sie dafür jede Möglichkeit bereitwillig auf. Solche Möglichkeiten werden ihr von ihrem sozialen Umfeld geboten: in Form von iterativen logischen Schlüssen,

die sich nur in der Kommunikation mit anderen auflösen lassen und immer wieder aufs neue geschlossen werden müssen. Die duale Struktur einer solchen Psyche passt sich an das soziale Umfeld an, das in Form von Sprache fast permanent vorhanden ist. Einer Sprache, die funktional an die Umwelt angepasst ist, deren Produkt sie letztlich ist. Daher erscheint in der Sprache auch die Mathematik als ihre Grundstruktur, die physikalische Welt und in ihr die Widersprüche, die sich durch die nicht vorhandene und nur sozial erscheinende Fundierung ergeben.



Am Ende spiegelt sich die Psyche in der sozialen Welt genauso wie in der physikalischen – letztere tritt dabei vor allen Dingen als Technik in Erscheinung – mit der Sprache als Spiegel. Dass diese Form des Spiegeln überhaupt möglich ist, setzt eine Zeit in vier Dimensionen voraus. Diese Dimensionen treten im Moment des Erkennens in Erscheinung: die Projektion der Wirklichkeit erfolgt aus einer Perspektive, in der diese als fundiert erscheint, innen und außen als unterschieden. Die mit dieser Projektion verbundene Reduktion ist enorm, unvorstellbar, aber sie setzt die Dynamik der evolutionären Zeitdimension frei. Erst durch sie sind Entwicklungen komplexer und Systeme, bis hin zu Lebewesen, möglich; die Entwicklung von Komplexität ist unmittelbar mit einer solchen Form der logischen Projektion verbunden. Eine Welt oder ein Universum mit komplexen Strukturen ist daher notwendiger Weise erkenntnisfähig; auf welcher Ebene auch immer. Die gleichen Strukturen, die sich selbst reproduzierende Moleküle entstehen lassen, lassen auch Lebewesen und am Ende Sprachen entstehen. Wie sich Lebewesen in ihrer DNA spiegeln, spiegeln sich ihre Psychen in ihrer jeweiligen Umwelt und ihre Umwelt in ihrem Denken. Am Ende schließt sich der logische Kreis wieder, denn die Wirklichkeit ist ja in Wirklichkeit nicht fundiert. Die Innenwelten spiegeln sich in ihren Außenwelten, die wiederum die Innenwelten wider-spiegeln.

Wie wirklich eine solche Wirklichkeit wirklich ist? Ohne definiertes Bezugssystem macht die Frage nach der Wirklichkeit der erfahrenen Welt keinen Sinn. Das Spiegeln der Welten, innen wie außen, und die Erfahrung eines Erlebens ohne Unterscheidung, ist allerdings erkennbar; es ist eine Erfahrung, die allen Lebewesen eigen ist. Manchen Menschen ist sie von vornherein sehr bewusst und transparent, ohne dass sie sich besonders darum bemühen müssten, alle anderen können sie aber auch erreichen, beispielsweise in der Meditation.

Es gibt verschiedene Modi des Denkens, wobei Denken in einem weiteren Sinn, als ein in der Welt sein, als Erleben und Wirklichkeitserfahrung gemeint ist. Ein für Menschen zentraler Aspekt ist dabei die Integration von sprachlichem Denken und Wahrnehmen. Menschliche soziale Gemeinschaften gründen auf einem Denken, in dem diese beiden Aspekte derartig eng ineinander integriert sind, dass sie als eines wahrgenommen werden. Auf diese Weise wird soziales Erleben in die Wirklichkeit geholt. Nicht nur das allgemeine Wirklichkeitserleben ist von diesem integrierten Denken geprägt, auch die Wissenschaften, insbesondere die Naturwissenschaften und die Mathematik gründen darauf. Doch dieses Denken ruft Widersprüche hervor, weil es auf Grundlagen aufbaut, die nicht einem Wirklichkeitserleben entspricht, wie es die indifferenten Ströme von Wahrnehmungsfragmenten vermitteln. Da so ein Wirklichkeitserleben allen Menschen innewohnt, wenn auch meistens tief im Unbewussten verborgen, drängen diese Widersprüche ins Bewusstsein, durchziehen soziale wie physikalische Wirklichkeiten genauso wie die Selbstkonzeptionen und Selbstwahrnehmungen. Das soziale Umfeld, in das Menschen hinein geboren werden, drängt sie gerade-zu in ein integriertes Denken. Doch nicht alle Menschen sind in der Lage, es so mühelos anzunehmen, wie es notwendig wäre, um mit ihrer sprachlich geprägten Umwelt zu verschmelzen. Bei ihnen bleibt die Integration beider Denkaspekte unvollständig, sodass sie beides als mehr oder weniger deutlich getrennt wahrnehmen. Neben einem mehr oder weniger direkten Zugang zu den sprachlich noch weitgehend unverarbeiteten Wahrnehmungsströmen erleben sie eine – ebenfalls mehr oder weniger – deutliche Distanz zu ihrem sozialen Umfeld. Viele genuin soziale oder sprachliche Effekte, wie etwa ein Ich-Erleben, bleiben unwirklich. Als Wirklichkeit dagegen wird etwas erlebt, was sich nicht mitteilen lässt, weil jede Mitteilung, jeder sprachliche Ausdruck eine verlustbehaftete Projektion darstellt. Das ist meine Erfahrung: als getrennt Denkender in einer Gemeinschaft von und für integrierte Denker.

sprachliche Wirklichkeit

fundiert

identisch

diskret

zentral kohärent

umfassend

erfahrene Wirklichkeit

ohne Fundierung

im ständigen Wandel

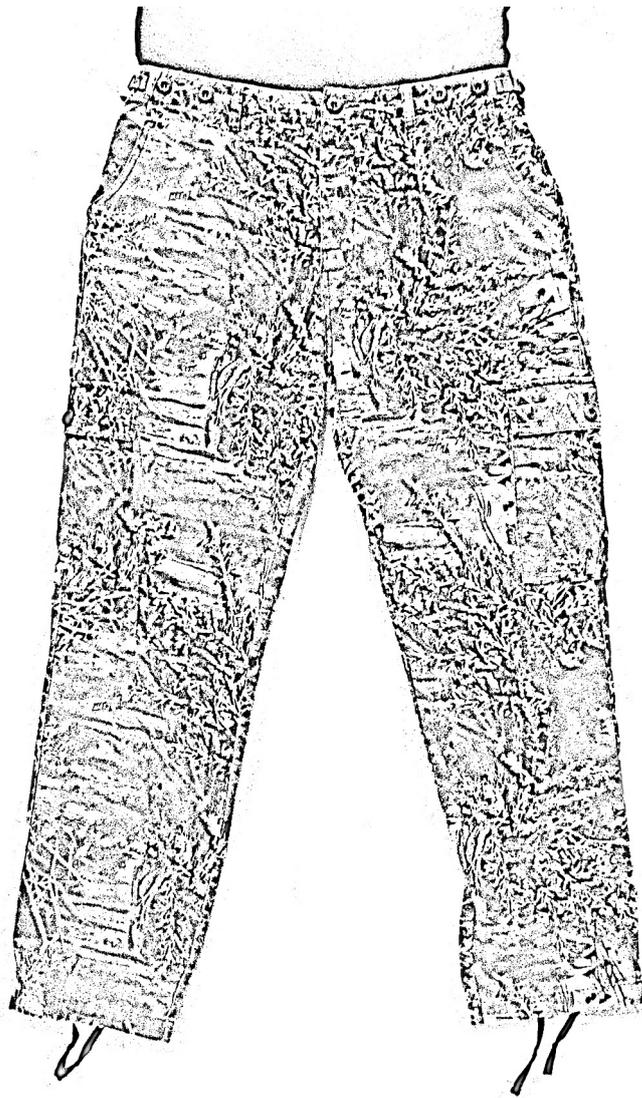
kontnuierlich

inkohärent, fragmentiert

perspektivisch

Tatsächlich nehme ich mich in einer Welt wahr, in der die Mathematik die geeignete Wissenschaft ist, psychische Strukturen adäquat abzubilden. Darin erkenne ich das Universum tief in mir drin, von den Galaxienclustern bis zu den Elementarteilchen, und zugleich finde ich mich wieder in einem Stein, im Meeresrauschen oder in den Pilzen, die ich im Wald rieche. Alle leben in so einer Welt der Relationen, Lebewesen wie Nichtlebewesen. In meiner frühen Jugend versuchte ich Formeln zu entwickeln, die dieses Wiederkennen darstellen sollten. Darin wäre dann die Perspektive, die etwa ein Mensch auf den Planeten Mars innehat, symmetrisch zu der des Planeten auf die Menschen. Gelingen ist mir das Vorhaben damals nicht, aber es hat mich einem Verständnis meiner Welterfahrung näher gebracht.

Anhang



Kleiderordnung (biographisch)





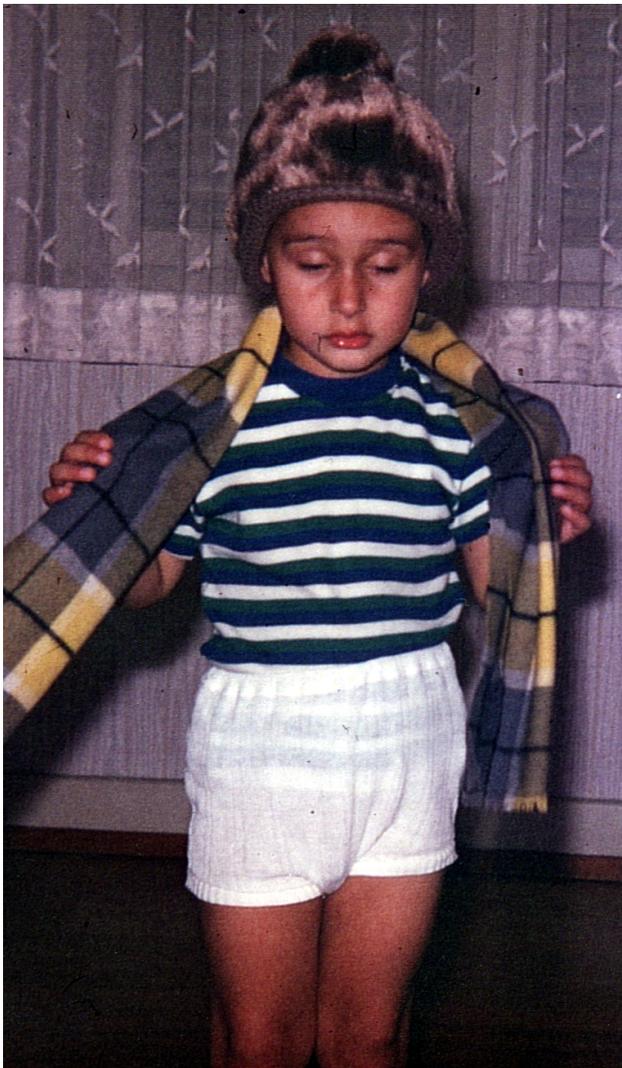
bis zum Weltenwechsel

Die in den 1960er Jahren üblicher Weise getragene Kleidung unterscheidet sich deutlich von dem, was heutzutage üblich ist. Daher war ich als Kind anders angezogen, als es Kinder in der heutigen Zeit sind.

1967 (Jahreszahlen immer vom obersten Bild ausgehend im Uhrzeigersinn)



Kopfbedeckungen faszinierten mich offensichtlich bereits in meiner Kindheit. Dennoch hatte ich als Kind weder Mütze noch Kapuze auf dem Kopf, egal wie kalt es war. Das kam erst in meiner Jugendzeit, nach meinem Weltenwechsel.
1967 und 1968



Auf Fotos von feierlichen Anlässen bin ich in typischer Erwachsenenkleidung zu sehen, Anzughose, weißes Hemd und Jackett. Das war alles ziemlich unbequem; Kleidung, die zwickte und kratzte.

1968 und 1969



Am liebsten trug ich Kleidung, die sich weich und angenehm anfühlte. Ganz besonders mochte ich die weichen Nicki-pullover oder auch Rollkragenpullover. Dabei entwickelte ich schon früh eine Vorliebe für blaue Kleidung.

1969



bis zur Abiturkrise

Im Alter zwischen zehn und zwölf Jahren, zur Zeit meines Weltenwechsels, ließ ich meine Haare lang wachsen, weil es in meiner Klasse einen Jungen gab, in dem ich mich wieder zu erkennen glaubte und der schulterlange Haare hatte.

1973 und 1975

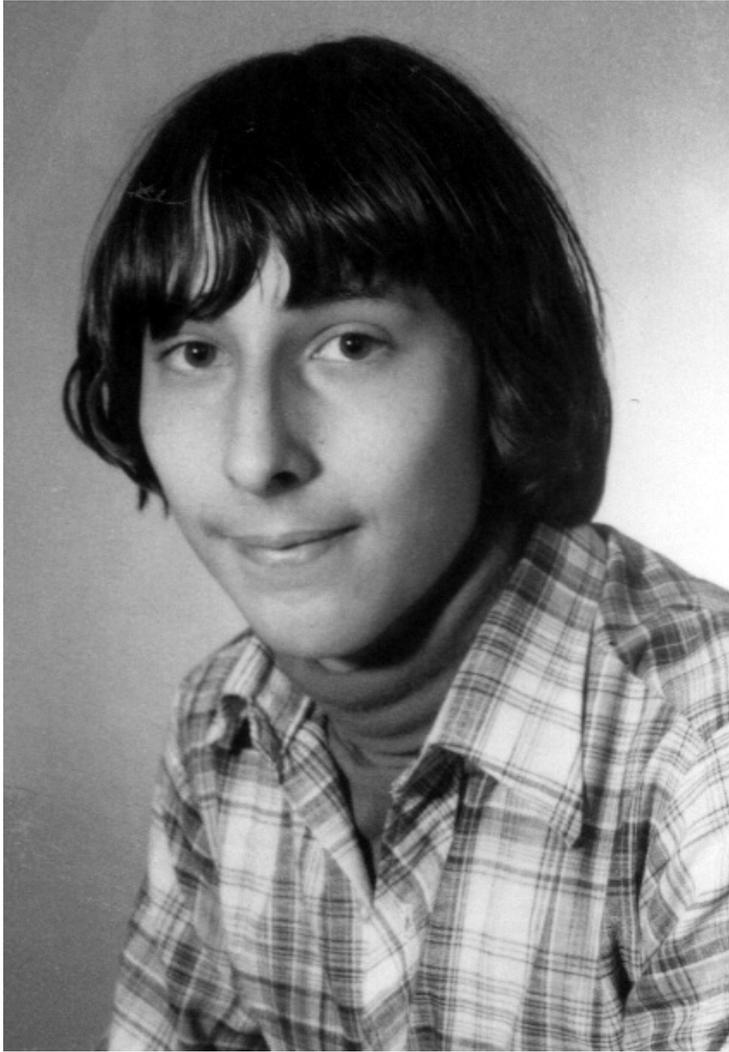




In meiner frühen Jugend gab es eine klare Ordnung der Kleidung: Der Minimalkonsens mit meinen Eltern bestand aus Cordhose, Hemd und Jacke, in Braun- und Rottönen (rechts). Ich bevorzugte dagegen Jeans, Pullover und Anorak, alles in Blau (links).

1977





In meiner Jugend gab es zwei Kleidungsaspekte, die für mich eine besondere Bedeutung hatten: Ein Hemd mit Rollkragenpullover darunter und der Parka, am besten mit Mütze und Kapuze auf. In dieser Kleidung drückte sich meine Sehnsucht aus, einem anderen Menschen nahe zu kommen.

1978



Die Zeichen der Sehnsucht verkörperten aber mit der Zeit immer mehr die Isolation, die ich überwinden wollte. Statt Hemden trug ich seit meiner Abiturzeit daher oft lieber T-Shirts oder Pullover. Auch die Haare wurden wieder kürzer. Nach meinem Abitur trug ich meinen Parka nicht mehr und hatte im Winter auch nicht mehr Mütze oder Kapuze auf.

1980, 1982 und 1984



bis zum Zwillingssende

Ich mochte auch gemusterte Hosen sehr gerne, die ich selbst färbte oder nähte. Dazu trug ich meistens Kombinationen von T-Shirts oder Pullovern und Armbänder.

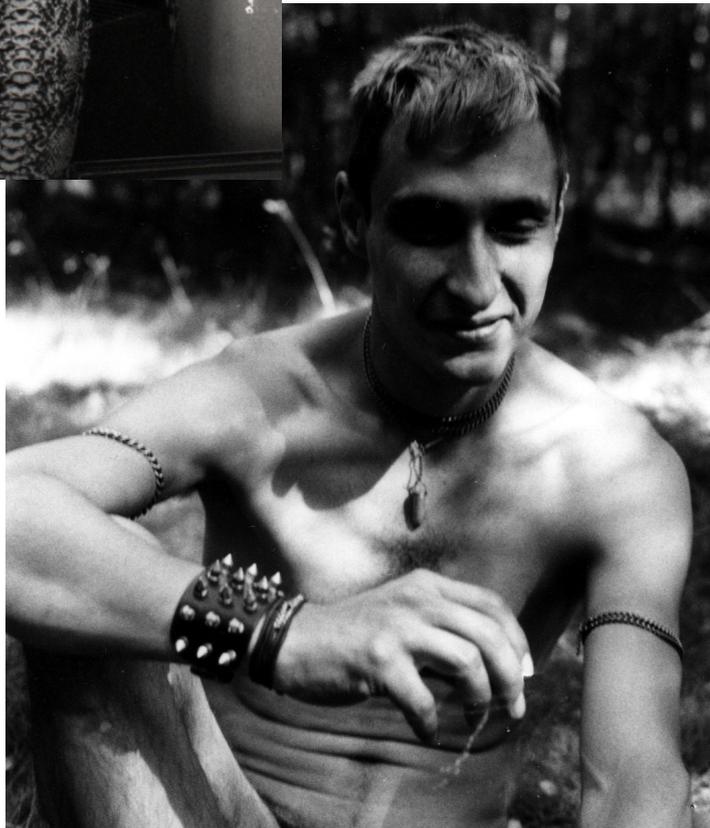
1987 und 1996





Arm- und Halsbänder fielen mit der Zeit etwas üppiger aus und die Haare waren oft zweifarbig.

1991, 1993 und 1997

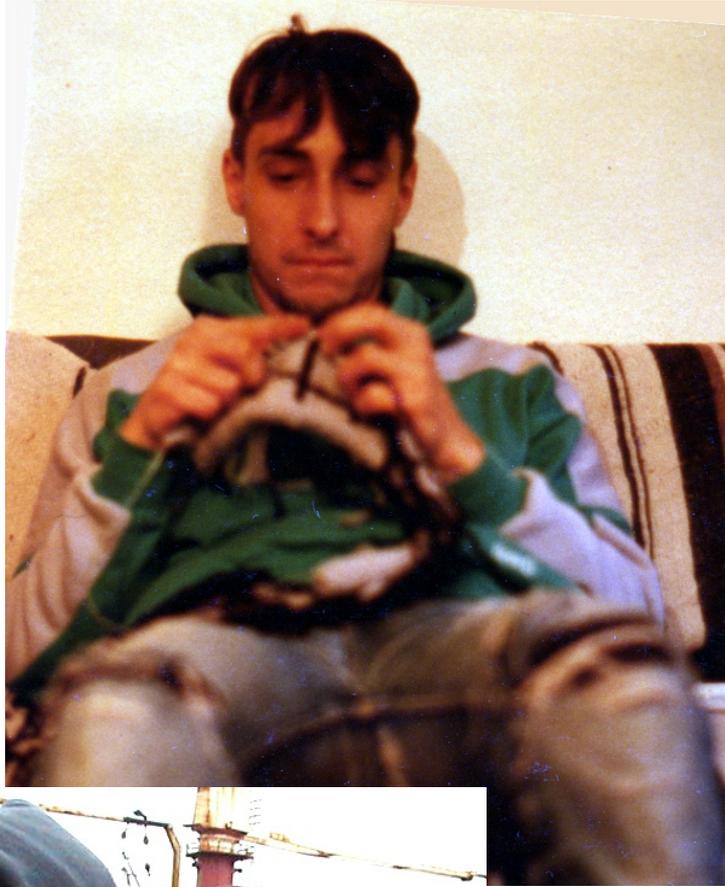


Seit Anfang der 1990er hatte ich im Winter wieder eine Kapuze auf, immer öfter auch mit einer Mütze darunter. Bis tief in die 1990-er waren auch Hemden nicht unüblich, nicht selten mit Kapuzenshirts oder -pullovern darunter. Meine bevorzugte Farbe war – neben Schwarz-weiß – immer noch Blau.

1993, 1994 und 1997



Kapuzenpullover und Kapuzenjacken entdeckte ich Ende der 1980er Jahre. Sie sind bis heute meine Lieblingskleidungsstücke, da sie mir wie keine anderen Geborgenheit vermitteln können. „Richtige“ Jacken trug ich nach dem Abitur nur noch selten; außer der, die ich aus einem Postsack nähte (unten, unter der Weste).
1987 und 2000





Jan-Jan und danach

Mit dem Schreiben meines autobiographischen Romans wurden Tarnhosen zu meinen Standardhosen. Hals- und Armbänder hatte ich nur noch selten um und die Haare färbte ich auch nicht mehr. Die bevorzugte Kleidungsfarbe wechselte zu Braun und Grün.

2003 und 2009



2008 legte ich mir, angeregt durch die Hauptfigur meines autobiographischen Romans, einen neuen Parka zu, einen echten Bundeswehroparka. Ab und zu, wenn auch selten, kann man mich auch wieder in einem Hemd sehen.

2011 und 2013

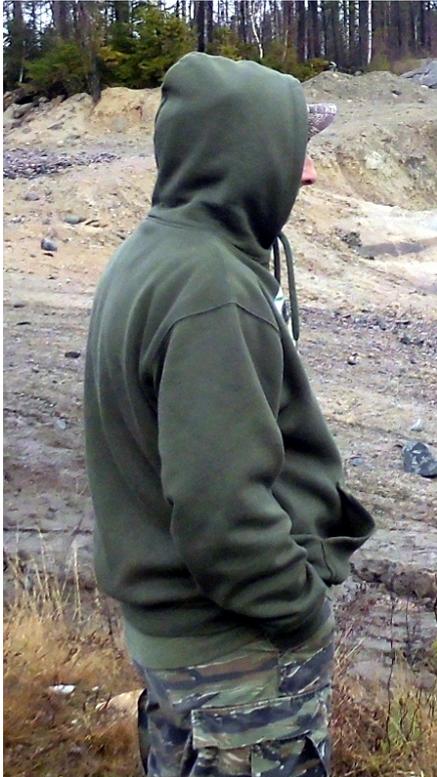


T-Shirts, meistens zwei übereinander, Kapuzenpullover und Tarnhosen haben sich mit der Zeit als die Kleidung erwiesen, in der ich mich am ehesten wiederfinden kann. Sie stellen bislang das Ende und Ergebnis meiner Auseinandersetzungen um einen Kleidungsstil dar, der zu mir passt.

2009 und 2010



Mir gefällt das Spiel mit Innen- und Außenschichten; vor allem mag ich das Gefühl, von meiner Kleidung eingehüllt zu werden. Meine Kleidung ist mein Zuhause und vermittelt mir Geborgenheit.
2015, 2007 und 2015





Als 2011 der Beitrag für „DAS“ (NDR) gedreht wurde, lag ich mit einem Nebenhöhleninfekt im Bett. Trotzdem wurde der erste Teil draußen aufgenommen, beim Planetarium; es war Februar und die Temperatur unter null Grad.

Das Kamerateam steckte im Stau und ich musste gut eineinhalb Stunden vor dem Planetarium warten. Ich war schon zu Beginn der Filmaufnahmen ziemlich durchgefroren.



Das Drehen im Freien dauerte dann nochmal gut zwei Stunden, obwohl die Sequenz am Ende kaum eine Minute lang war.

Danach wurden die Aufnahmen in meiner Wohnung fortgesetzt. Dass ich dabei alles andere als fit war, ist gut zu erkennen.

Bilder: DAS-Sendung, 2011



Der Kapuzenpullover, den ich dabei anhatte, ist einer meiner Lieblingspullover; ich habe ihn wie fast alle meine Kleidung in einem Secondhand-Laden gefunden.

2013

Zwillinge



Rüdiger 1975



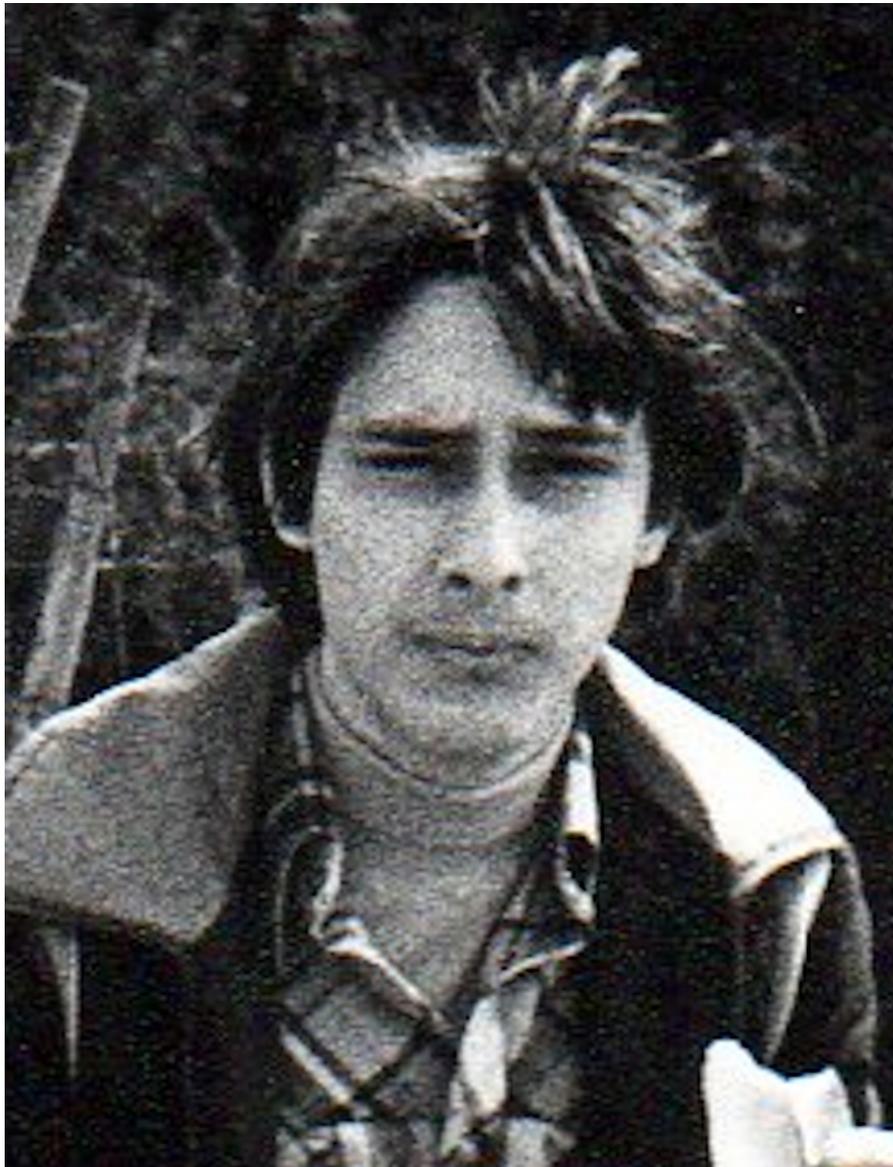


Nach dem vollzogenem Wechsel in die Welt der Menschen, 1975, wurde mir meine tiefe Isolation bewusst. Zugleich setzte sich der Gedanke fest, dass es irgend-wo in dieser Welt jemanden wie mich geben musste. Rüdiger, einer meiner Klassenkameraden war der erste plausible Kandidat für diesen Zwilling; allerdings nur für kurze Zeit. Die Ahnung, dass meine Isolation unentrinnbar sein würde, löste eine erste tiefgreifende Krise in meinem Leben aus.

Fotos 1978, 1975

Mathias 1978





Mathias ist der erste „echte“ Zwilling, dem ich begegnet bin; er war so sehr wie ich, wie niemand sonst bis dahin – und wie nur sehr wenige bis heute. Dieser Begegnung verdanke ich mein schwules Coming-out. Manchmal waren wir uns unvorstellbar nahe; mich frustrierte aber zunehmend meine Unfähigkeit, ein Verhältnis zu ihm zu entwickeln.

Fotos 1979

Jochen 1981





Jochen hatte tiefblaue Augen, was mich außerordentlich faszinierte, zumal blau zu jener Zeit meine Lieblingsfarbe war; sie war Mathias' Farbe. Jochen war auch ziemlich der einzige, der mir in den letzten zwei Jahren vor meinem Abitur wenigstens ansatzweise so etwas wie Geborgenheit vermitteln konnte. Er konnte mit mir allerdings nicht viel anfangen.

Fotos 1981, 1982

Andreas 1986





Nach meinem Abitur machte ich die Erfahrung, dass ich auch unter Punks und unter Schwulen isoliert bin. Die Glasglocke, die mein Bewusstsein bildete, war offenbar unüberwindbar; so verstand ich es damals. Diese Erkenntnis bildete die zweite und tiefste Krise meines Lebens. In der Zeit der allergrößten Not lernte ich Andreas kennen. Er konnte mir mein Leben wiedergeben, als ich es schon aufgegeben hatte. Wir begannen unser Verhältnis als eine Partnerschaft für ein ganzes Leben und sie besteht auch heute noch, über 30 Jahre später. Vielleicht ist er deshalb ein idealer Partner und Begleiter, weil er kein Zwilling ist.

Fotos 1986

Adrian 1988





Adrian war beides zugleich, fast schon unheimlich vertraut und unendlich weit entfernt. Wir teilten fast nichts – außer diesem intensiven Gefühl tiefsten Vertrautseins, das wir, da bin ich mir sicher, beide nicht verstanden hatten. Eine kurze Zeit lang wenigstens konnten wir dieses Gefühl genießen, bis wir wieder unsere jeweils eigenen Wege gingen.

Fotos 1988, 1987

Hajo 1990





Hajo ist der zweite „echte“ Zwilling, dem ich begegnet bin. Ich möchte nicht pathetisch sein, aber die Begegnung mit ihm war ein echtes Wunder; momenthaft waren wir uns so nahe, wie sich Lebewesen überhaupt nahe sein können. Das Verhältnis scheiterte aber an unserer Unterschiedlichkeit.

Fotos 1990, 1991

Steffan 1996





Der dritte und letzte Zwilling, Steffan. Mit ihm erlebte ich dieselbe Nähe, die ich mit Hajo erlebt hatte; nur nicht momenthaft, sondern ein ganzes Jahr lang, permanent. Wir waren uns so nahe, dass wir uns am Ende aus dem Blick verloren hatten und nicht mehr (wieder) erkannten. Als wir diese Entwicklung bemerkten, war es zu spät. Die Trennung von Steffan markiert eine dritte tiefe Krise in meinem Leben.

Fotos 1997, 1996

Jan (Hans) 2005





Als ich 2005 begann, meinen autobiographischen Roman „Jan-Jan oder anders anders“ zu schreiben, habe ich meinen wirklichen Zwilling wiedergefunden: Es bin ich selbst, als Johannes, der in seiner Jugend Hannes hieß und schließlich zu Jan wurde, als Hans-Joachim, den man in seiner Jugend Hans oder Hansi rief und der sich am Ende Hajo nannte. Die Zwillingssuche endete mit einem Ja zu meinem autistischen Selbst und dem Wiederfinden meiner Kindheit und Jugendzeit in Jan, dem Helden meines Romans. Das Ende der Suche besiegelte ich drei Jahre später, 2008, indem ich den Parka meiner Jugendzeit wieder fand – in Jans Parka.

Fotos 1978, 2008

Kleiderordnung (thematisch)



innen und außen

Klassischer Weise gibt es – von innen nach außen – feste Reihenfolgen, in denen Kleidung getragen wird. Ich bin in eine Zeit hineingeboren, in der diese Ordnungen sukzessive aufgehoben wurden; immer mehr war erlaubt. Das ermöglichte zum einen ein Spiel mit den Grenzen zwischen „ordentlicher“ und auffälliger Kleidung. Es ermöglichte mir vor allen Dingen auch ein Spiel mit dem Innen und dem Außen – ein Spiel, was deswegen so spannend ist, weil meine Innen- und Außenwelt nicht „normgerecht“ organisiert sind.

Ein graues Flanellhemd mit einem schwarzen Rollkragenpullover darunter und eine schwarze Hose

Eine Erinnerung, die meine erste „wirkliche“ Begegnung mit der Welt der Menschen markiert, ist die mit einem Jugendlichen, der ein Hemd mit einem Rollkragenpullover darunter anhatte. Ein Hemd, das eigentlich unter einen Pullover gehörte, trug er darüber. Es war einerseits naheliegend, weil ein Hemd auch nicht richtig unter einen Rollkragenpullover passt, andererseits aber ein Verstoß gegen die Ordnung von innen und außen. Genauso wie ich ein Verstoß gegen die „natürliche“ Ordnung von innen und außen war. Dieser Junge war damit der erste Mensch, in dem ich mich wiedererkennen konnte.

In meiner Jugend waren Hemden und Rollkragenpullover zunächst recht bunt, später blau. Als Erwachsener bevorzugte ich meistens weniger auffällige Farben. Flanellhemden mochte ich schon damals sehr gerne; ganz besonders mochte ich das Gefühl mit einem Pullover darunter.



Ein kurzärmeliges Hemd über einem Kapuzenpullover und eine Hose mit Blättermuster

Das kurzärmelige Hemd erinnert mich ein wenig an ein Pfadfinderhemd. In meiner frühen Jugend, etwa zur Zeit des Übergangs von der menschenleeren autistischen Welt in die der Menschen, war ich für kurze Zeit bei den Pfadfindern. Nicht selten konnte ich Pfadfinder sehen, die das Pfadfinderhemd nicht nur über einem Pullover trugen, sondern auch über einem Hemd oder über einem Hemd und einem Pullover. Mich faszinierte der Gedanke, dass Pfadfinderhemden als besondere Hemden derartig aus der Ordnung der Hemden fielen, dass scheinbar alles darunter getragen werden konnte. Viel später kamen Kapuzenpullover und -hemden als mögliche Unterzieher unter einem besonderen Hemd dazu.

Als Erwachsener hatte ich immer ein eher schwieriges Verhältnis zu Hemden. Ich trug sie dann gerne mit einem Kapuzenpullover darunter, wodurch sie zu besonderen Hemden wurden und getragen werden konnten.

Die Hose ist eine mit Seitentaschen an den Beinen und einem angedeuteten Blättermuster. Hosen mit Muster haben bei mir das Potenzial, zu einer Obsession zu werden; in meiner Jugendzeit trug ich nur einfarbige Jeans oder Cordhosen. Stoffhosen kratzten, deswegen trug ich sie nicht.



Ein ärmelloses Flanellhemd über einem langärmeligen Hemd mit Stehkragen und hochgekrempelten Ärmeln und eine schwarze Hose

Ärmellose Hemden können eigentlich nur „darüber“ getragen werden. Die natürliche Ordnung hat sich quasi verflüssigt und umgekehrt, bevor sie wieder fest wurde. Ich mag dieses Hemd gerne, weil es ein Flanellhemd ist und besonders große Knöpfe hat, Jackenknöpfe eigentlich. Das Hemd ist sehr weit, sodass nicht nur T-Shirts sondern auch Pullover darunter angezogen werden können. Hier habe ich ein zweites Hemd drunter. Zwei Hemden trage ich eigentlich nicht übereinander, vermutlich weil die Ordnung von innen und außen dann zu verwaschen, zu unklar ist. Dieses ärmellose Hemd ist aber eindeutig ein Überziehhemd, unter das auch ein Hemd passt.

Die Hose ist eine sehr feste Hose aus dickem Baumwollstoff. Wie fast alle meine Hosen ist sie geknöpft; die Knöpfe sind wie beim Hemd recht groß.



Eine kurze Hose mit Tarnmuster, einem Nietengürtel und einer Leggin darunter, ein T-Shirt, ein T-Shirt mit Knopfleiste und ein Trägerhemd übereinander

Wenn die getragenen Kleidungsschichten so übereinander liegen, dass alle sichtbar sind, dann ist die Kleiderordnung transparent. Früher war es üblich, Unterwäsche zu tragen, die von außen nicht sichtbar ist – da war es auch egal, wie sie aussah. Inzwischen sind transparente Kleidungsschichten zu einer neuen, umgekehrten, festen Ordnung geworden: der sog. „Lagenlook“. In dieser neuen transparenten Ordnung ist auch die alte Ordnung von innen und außen umgekehrt.

Ich fühle mich selbst vollkommen transparent, so als wenn andere Menschen tief in mein Inneres blicken und dort alles, wirklich alles, könnten. Auch neusten Moden zum Trotz bin ich mir sicher, dass die wenigsten Menschen sich selbst so empfinden.

Leggins unter einer kurzen Hose trug ich nur eine sehr kurze Zeitspanne lang, ebenso Trägerhemden über T-Shirts. Den Nietengürtel hatte ich kurz nach meinem Abitur erstanden; einige Zeit später hatte ich auch dazu passende Nietearmbänder.



Ein T-Shirt mit Eidechsenmotiv über einem kurz- und einem langärmeligen T-Shirt und eine kurze Hose

Ein T-Shirt über etwas langärmeligem trage ich schon öfter. Mir gefallen T-Shirts mit einem Tiermotiv sehr. Sie tragen etwas von meinem Inneren, meine sprachlosen Sehnsüchte etwa, nach außen; eine Innenschicht außen getragen. Die kurze Hose trage ich von meinen kurzen Hosen am liebsten, auch wegen der voluminösen Taschen an den Beinen.



Ein T-Shirt mit Elchmotiv über einem Unterzieh-T-Shirt, eine Pfadfinderhose und eine Schirmmütze

Da ich auch den Norden liebe und von meinem Temperaturempfinden und auch meiner Mentalität am besten nach Nordskandinavien passe, sind auch Tiere des Nordens beliebte T-Shirt-Motive. Die Pfadfinderhose zeigt – abstrakt und andeutungsweise – den Wald, der zum Elch gehört. Die Schirmmütze gefällt mir sehr gut an mir. Die Kombination aus T-Shirt und Mütze war auch einmal eine auf den Kopf gestellte Ordnung, die von Winter- und Sommerkleidung. Inzwischen ist auch das in Ordnung.

Unter dem T-Shirt trage ich wie meistens ein weiteres T-Shirt. Es stellt so die Ordnung von innen und außen wieder her, denn das Elch-T-Shirt soll ja außen getragen werden. Zum anderen trage ich es mit den Nahten nach außen, weil sie sonst kratzen würden, was mich dann ziemlich irritiert. Meine T-Shirts sind aufgeteilt in (in der Regel einfarbige) Unterzieh-T-Shirts und T-Shirts zum Überziehen.



T-Shirt mit Rentierzeichnungen über einem weißen T-Shirt, kurze Hose mit Tarnmuster und Leggin darunter, ein Fahrradhelm und Fahrradhandschuhe

Ich fahre gerne Fahrrad, was mir eine Ordnung mit neuen Aspekte eröffnete. Zum Fahrradfahren gehören Fahrradhandschuhe und Fahrradhelm. Ich habe einen Sommerhelm, unter den höchstens eine dünne Helmmütze passt, und einen Winterhelm, den ich über dickeren Mützen tragen kann.

Das T-Shirt zeigt typische Sami-Zeichnungen von Rentieren; ich habe es in Kiruna erstanden, dem nördlichsten Ort, den ich bislang besucht habe.



gut verpackt

Die Zeit meiner frühen Jugend war die Zeit der Parkas. Etwa die Hälfte der Jungs aus meiner Klasse hatte einen Parka, ich auch. Seit meinem Weltenwechsel mit etwa zwölf Jahren faszinierte mich das Gefühl, in Mütze und Kapuze eingepackt zu sein. Das passte nicht nur gut zum Winter, der immer schon meine Jahreszeit gewesen ist. Es passte auch zu dem Cocon, in dem ich meine Kindheit verbrachte und in den ich mich nach meinem Weltenwechsel immer wieder zurück sehnte – allerdings immer mit einem zwiespältigen Gefühl, denn ich wusste ja wie einsam und menschenleer dieser Cocon ist.

Ein Bundeswehrparka mit farblich passender Militärhose und eine Mütze

Den Parka meiner Jugend habe ich nicht mehr, ich habe ihn erst aus dem Blick, dann auch real verloren, nachdem ich mein Elternhaus verließ. Er wurde nach vielen Jahren schließlich so dominant in meinen Erinnerungen, dass ich mich entschied, einen neuen Parka zu erstehen. Anders als in meiner Jugend einen „echten“ Bundeswehrparka.



Ein Bundeswehrparka, eine rot-grün gestreifte Mütze mit der Kapuze darüber und eine Militärhose

Erst mit meinem Parka bekam ich eine Winterjacke mit einer vernünftigen Kapuze, unter die sich eine Mütze tragen lässt. Mit vierzehn hatte ich daher das erste Mal Mütze und Kapuze auf dem Kopf. Das wunderbare Gefühl, so angezogen zu sein, faszinierte mich in meiner Jugend außerordentlich. Bevor ich meinen Parka hatte, trug ich meistens nichts auf dem Kopf. Auch nach meinem Abitur hatte ich nur selten Mütze oder Kapuze auf, das passte da nicht mehr zu meinem Selbstverständnis. Es holte mich schließlich in Form von immer wiederkehrenden Stirnhöhlenvereiterungen wieder ein, sodass ich nach wenigen Jahren im Winter wieder eine Mütze aufsetzte und dann auch öfter die Kapuze darüber zog.

Der Parka und die Armeehose bilden quasi eine Einheit: mit der gleichen Farbe und den gleichen Knöpfen.



Eine schwarze Winterjacke mit einer weichen Kunstfellmütze unter der Kapuze und eine Schneehose, sowie Handschuhe

Der Parka ist natürlich ziemlich von meinen Erinnerungen belastet, sodass ich ihn nicht allzu häufig tragen kann (dann aber sehr gerne). Außerdem fällt sich seine Kapuze anders an, als die des Parkas meiner Jugendzeit. Die schwarze Jacke hat eine dick gefütterte gut sitzende Kapuze, die sich mit oder ohne Mütze perfekt an den Kopf anschmiegt. Sie fühlt sich fast genauso wie die des Parkas, den ich als Jugendlicher hatte. Unter der Jacke trage ich einen angenehm zu tragenden Fleecepullover und unter der Kapuze eine sehr warme Mütze mit einem sehr feinen und weichen Kunstpelz. Dazu eine dick gefütterte Schneehose, die ich im Winter über die Hose ziehen kann und Fingerhandschuhe mit halben Fingern sozusagen, über die ich Fäustlinge klappen kann.



Eine Kapuzenjacke mit Kunstfell und der Kapuze über einer Inkamütze, ein Pullover mit Reißverschlussrollkragen und eine feste Hose

Diese mit einem Kunstfell gefütterte Kapuzenjacke trage ich ausgesprochen gerne. Sie fühlt sich nicht nur gut an, auch die Kapuze sitzt über beinahe jeder Mütze gut. Die Inkamütze habe ich mit einem dünnen Fleecefutter versehen, weil die Wolle der Mütze ansonsten kratzt. Sie hüllt den Kopf spürbar mehr ein als eine konventionelle Mütze; wenn ich mich besonders empfindlich fühle, habe ich sie ganz gerne auf. Unter der Jacke habe ich einen Pullover an, dessen Kragen sich mit einem Reißverschluss bis unter die Nase zuziehen lässt.

Die Hose ist aus einem sehr festen Stoff, so fest, dass sie bis zu einem gewissen Grad regendicht ist, obwohl aus Baumwolle (wie ein Großteil meiner Kleidung, da ich nur Baumwolle und manche Kunststofffasern auf der Haut vertrage). In dieser Hose fühle ich mich auch dann gut eingepackt, wenn ich keine lange Unterhose darunter trage.



Ein Kapuzenpullover über einem Rollkragenpullover, eine Fellmütze und eine gemusterte Hose

Nach meinem Abitur habe ich keine Jacken mehr getragen, im Winter kamen immer mehr oder weniger Pulloverschichten zum Einsatz. Als ich schließlich wegen meiner Sinusitis meinen Kopf vor Kälte schützen musste, auch weil Kälte gerade an Stirn und Ohren starke stechende Schmerzen verursachten, entdeckte ich Kapuzenpullover und Kapuzenjacken, die eigentlich Kapuzenpullover mit Reißverschluss sind. „Kapuzis“ trage ich bis heute ausgesprochen gerne, vor allen Dingen mit aufgesetzter Kapuze und Mütze darunter. Dann weiß ich, dass Winter ist und ich einen Hauch von meiner Heimat spüren kann. Was den Kopf gut warm hält sich obendrein noch besonders gut anfühlt, ist eine Fliegermütze, die mit einem Kunstfell gefüttert ist. Da kann auch die Kapuze drüber, muss aber nicht.



Ein brauner Kapuzenpullover mit einer gefütterten Wollmütze unter der Kapuze, eine dicke Weste und eine Treckinghose

Unter der Weste trage ich hier den Kapuzenpullover mit dem orange farbigen Hirschdruck, der nicht nur wegen dem Aufdruck zu mein liebsten Kapuzenpullovern gehört. Er hat auch eine Kapuze, die größer ist als die anderen Kapuzenpullover und so geschnitten, dass sie den Kopf etwas mehr einhüllt . Unter die Kapuze passt daher auch gut die dicke, gefütterte Wollmütze, die ich nur bei sehr kaltem oder windigem Winterwetter trage. Die Weste ist ebenfalls sehr dick und hält sehr warm. Mit zugezogenem Reißverschluss liegt sie eng am Körper an, wie ein richtiger Cocon.

Die Hose ist zwar dünn, aber einigermaßen winddicht und weit, sodass sie gut über eine andere Hose passt – auch mit langer Unterhose darunter.



Zwei T-Shirts und ein Polohemd übereinander, darüber eine Weste mit Kapuze und eine Tarnhose

Eine andere Möglichkeit, eingepackt zu sein, ist die, mehrere Kleidungsstücke übereinander zu tragen. Etwa zur Zeit der Oberstufe fiel mir ein Schüler aus der Nachbarklasse auf, der im Winter mehrere Pulloverschichten übereinander anhatte – bis zu vier Schichten über dem Hemd oder Sweatshirt. Darüber kam dann oft eine ärmellose Jacke, die er auch oft im Sommer über dem T-Shirt trug.

Zwei T-Shirts unter einem Polohemd und einer Weste mit Kapuze sind zugleich auch transparent, jede Kleidungsschicht ist zu sehen. Die Hose mit dem verpixelten Tarnmuster trage ich sehr gerne, vor allen Dingen wegen ihrer blau-grauen Eisfarbe; sie ist fast wie die Farbe meiner Kindheitswelt, indigo, als Pastellton.



Muster und Tarnung

Das Innen außen, die Haut wie die eigene Persönlichkeit transparent: Alles zu zeigen ist am Ende die beste Tarnung. Menschen erwarten, dass ihnen andere Menschen ihre Masken zeigen, die mehr oder weniger mit der dahinter liegenden (vermuteten) Persönlichkeit zu tun hat. Ich bin ohne die Fähigkeit in die Welt gekommen, mir eine Maske zu legen und mir überhaupt Lebewesen als Masken vor zu stellen. Bereits in meiner Jugend bemerkte ich, dass mich meine Offenheit auch unsichtbar und damit auch unangreifbar macht; aber eben auch unnahbar.

Anders als einfarbige Kleidungsstücke sind Muster keine Oberflächen. Sie zeigen etwas, was weit über die Oberfläche, auf der sie gedruckt sind, hinaus geht – oder hinein. Gemusterte Kleidung ist transparente Kleidung, eine die innen und außen verkehrt. Deswegen funktionieren Muster auch als Tarnung, weil sie Orientierung gebende Ordnungen im Ambivalenten belassen lassen.

Gebatikte Jeans und ein T-Shirt mit Fleckenmuster mit einem Kapuzenpullunder darüber

Meine ersten gemusterten Hosen habe ich selbst genäht oder gebatikt. Das T-Shirt, das ich hier zu einer gebatikten Hose trage, ist das erste gemusterte T-Shirt, das ich nicht selbst gebatikt hatte. Der Kapuzenpullunder fühlt sich sehr angenehm, geborgen an.



Eine bunte Tarnhose mit Hosenträgern und ein farblich passendes gebatiktes T-Shirt

Die erste „echte“ Armee Tarnhose, die ich erstanden habe. Dass bunte Farben tarnen können, fasziniert mich tatsächlich sehr. Die erste gemusterte Hose, die ich kaufte, hatte ein dezentes Muster in grau und dunkelgrau, sie war aber keine Armeehose. Aber sie war auch die erste geknöpfte Hose, die ich trug. Davor trug ich am Liebsten Hosen ohne Knöpfe oder Reißverschlüsse, weil ich die Kombination von beidem immer schon etwas merkwürdig fand. Doch die gänzlich geknöpfte Hose überzeugte mich. Fast alle meine Hosen und alle meine Tarnhosen haben eine Knopfleiste und keinen Reißverschluss. Die allermeisten haben auch Hosenträgerknöpfe.



Ein Netzhemd mit einem grau-grünen T-Shirt darunter und eine grünen Tarnhose

Das schwarze Netzhemd gehörte in meiner Nachabiturzeit zu meinen liebsten Kleidungsstücken. Zusammen mit einem hellen T-Shirt darunter erzeugt das Netz im Licht Muster, die sich ständig verändern. Die grüne Tarnhose ist eine leichte und überaus angenehm zu tragende Sommerhose. Farblich passt sie sehr gut zu dem T-Shirt, das ich unter dem Netzhemd trage. Dass die Kleidung farblich gut zusammenpasst, ist mir sehr wichtig. Optimal ist eine Kombination aus unterschiedlichen Farbtiefen einer Farbe. Aber auch andere Kombinationen können funktionieren, müssen aber nicht.

Wenn ich Fotos aus meiner Jugendzeit ansehe, wundere ich mich über die Farbkombinationen meiner Kleidung, die ich damals trug; vor allen Dingen blau mit rot. Es gibt ein Bild aus meiner Jugendzeit, da trage ich einen roten Rollkragenpullover mit einem braunen Hemd darüber, darüber eine blauen Jacke und einen gelben „Friesennerz“ über der Schulter. Das ist mir überhaupt nicht mehr nachvollziehbar.



Eine schwarz-weiße Tarnhose und ein T-Shirt mit Totenkopfmuster

Es hat lange gedauert, bis ich in einem Secondhand-Laden eine schwarz-weiße Tarnhose fand, die mir passte. Ich kaufe meine Kleidung fast ausschließlich secondhand, bis auf Unterhosen und Strümpfe, und Schuhe, die ich nur manchmal secondhand kaufe. Früher, als ich noch wenig Geld hatte, fand ich meine Kleidung auf der Straße oder in Kleidersammlungen. Einer meiner Zwillinge hatte so eine Hose und so kann ich ihm nahe sein, wenn immer ich diese Hose trage. Farblich passt sie auch gut zu meiner Jahreszeit.



Eine braune Tarnhose, Hosenträger und ein Kapuzenpullover mit braunem Tarnmuster

Die braune Flecktarnhose passt gut zu dem Kapuzenpullover. Beide sind sehr bequem, der Pullover mit einer recht großen Kapuze, und halten auch gut warm.

Die Hosen trage ich manchmal mit Hosenträgern. Ich weiß nicht warum, Hosenträger führen meine Erinnerungen zurück in meine Jugendzeit. Das hat auch damit zu tun, dass in meiner Ordnung „innere“ Kleidungsstücke, insbesondere T-Shirts und Hemden, in die Hose gesteckt werden, während nur „äußere“ Kleidungsstücke, Jacken und Pullover, über die Hose hängen. Hosenträger markieren so die Grenze zwischen innen und außen.

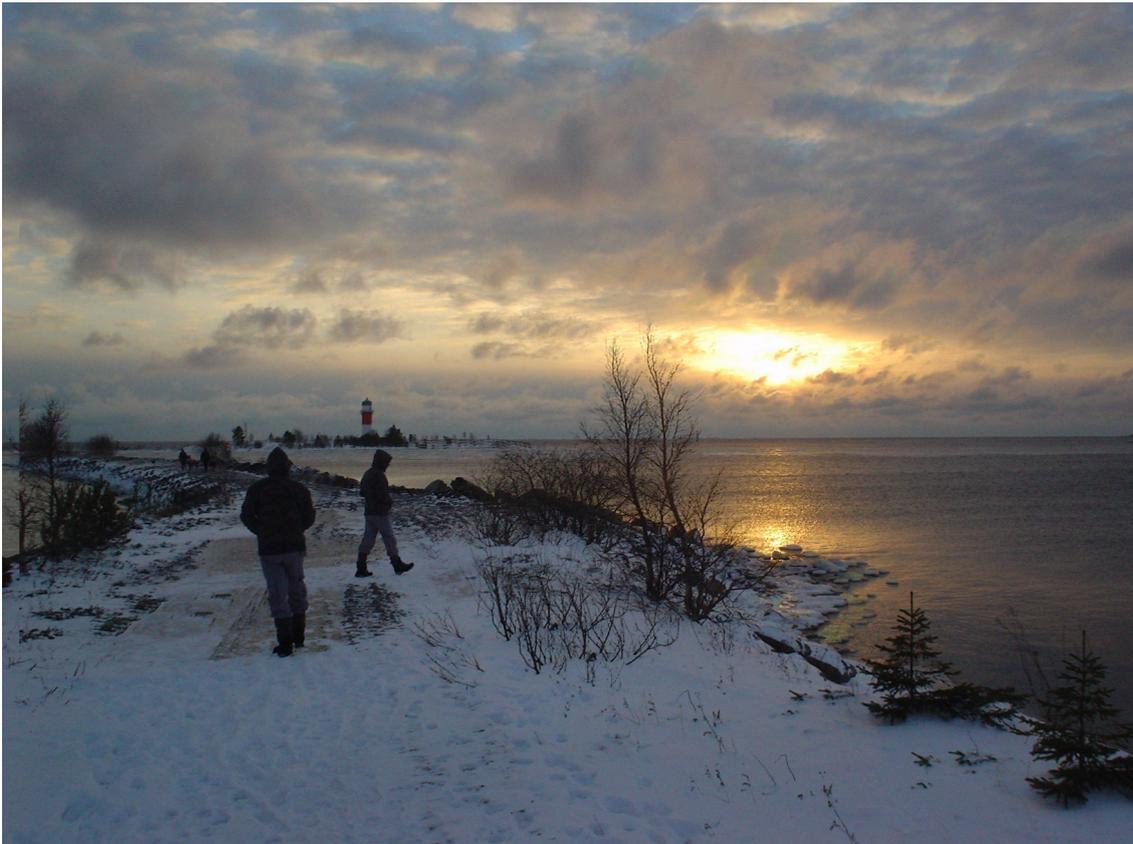


Eine Pfadfinderhose mit Hosenträgern und ein T-Shirt mit Blättermuster, darunter ein weißes T-Shirt

Die Pfadfinderhose und das T-Shirt mit Blätter- und Baumrindenmustern sind eine weitere Form der Tarnung, Tarnung durch Muster, die sich einer bestimmten Umgebung (dem Wald) angleichen, Tarnung durch Anpassung. Auch das ist ein Thema in meinem Leben, dass ich mich seit meiner Kindheit aus einer Welt kommend, die unvorstellbar anders ist als die Menschenwelt, an jene zunehmend anpasste; anpassen musste, um zu überleben. Doch wie passt man sich an eine Welt an, die einem so grundlegend fremd ist und deren Gesetzmäßigkeiten man nicht kennt? Indem man sich tarnt. Meine Unsichtbarkeit ist der Gradmesser meiner Anpassung. Die Pfadfinderhose führt mich auch zurück in die Zeit meines Übergangs von der autistischen Welt in die der Menschen, da ich in jener Zeit bei den Pfadfindern war. Sie führt mich zurück, obwohl keiner der Pfadfinder damals so eine Hose getragen hat.



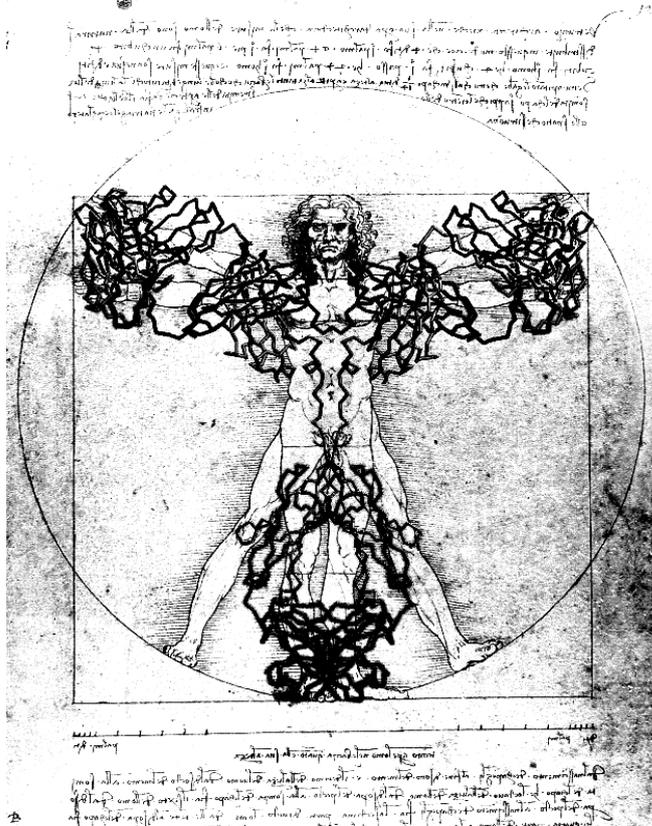
Über die Struktur meines Autismus



Vier Bereiche

Kleidung

Einer meiner früheren Kapuzenpullover. Kapuzenpullover trage ich sehr gerne vor allem mit der Kapuze auf. Mir gefällt auch das Tintenfischmotiv auf seiner Vorderseite; mit Tieren habe ich mich immer besonders verbunden gefühlt, mehr als mit Menschen.



Der eigene Körper

Auch Antikörper sind Körper. Sie gehören zum adaptiven Immunsystem, das einen eigenständigen Organismus im Organismus bildet. Die Entdeckung der Struktur und Funktionsweise der Antikörper (Immunglobuline) ist ähnlich bedeutsam wie die Aufdeckung der Struktur der DNA. Links ist die Struktur vor dem „Vitruvianischen Menschen“ Leonardo da Vincis zu sehen.



Andere Menschen

In meiner Kindheit und Jugendzeit war der grundlegende Unterschied zwischen Tieren und Menschen, dass ich Tiere mental spüren konnte, Menschen nicht. Meine Menschwerdung in meiner frühen Jugend war unmittelbar mit der Sehnsucht verbunden, Menschen so spüren zu können, wie ich Tiere spüren kann.

Zeichen & Formeln

Zahlen, Zeichen und Formeln faszinieren mich seit meiner frühesten Kindheit. Sie repräsentieren für mich die Wirklichkeit schlechthin. Unten ist eine Universalformel zu sehen, eine Formel, die die gesamte (physikalische) Welt beschreibt, die Schrödinger-Gleichung.

$$i\hbar \frac{\partial}{\partial t} | \psi(t) \rangle = \hat{H} | \psi(t) \rangle$$

Kleidung

innen und außen

Ein ärmelloses T-Shirt mit Tiermotiv (Eidechse) über einem anderen T-Shirt getragen. Tiermotive mag ich sehr gerne, aber auch abstrakte Muster (wie auf der Hose) gefallen mir gut.



innen = außen

offen sein

innen und außen sind nur schwer unterscheidbar:

sich nicht verstecken können

das Innen außen zeigen

Kleidung

abgeschlossen

Der Winter ist „meine“ Jahreszeit, am besten mit viel Schnee und gerne auch tiefen Temperaturen. Warm eingepackt draußen in der Kälte zu sein, ist genau das, was ich mit einem guten Lebensgefühl verbinde.



Cocon

Zuhause

geschützt

sensibel

Kleidung



getarnt

Tarnhosen faszinieren mich schon sehr lange. Als jemand mit einer ausgesprochen pazifistischen Grundeinstellung brauchte ich lange, bis ich es mir erlauben konnte, solche Hosen auch zu tragen.

Tarnung:

Anpassung

Wahrnehmung

unsichtbar sein

auffallen

Kleidung

verschieden gleich

Verschieden und gleich zugleich: meine Tarnhosen. Wie fast alle meine Kleidung sind sie secondhand – und damit nicht nur durch ihr Muster individuell.



Routine macht Kreativität erst möglich

Kreativität ist Voraussetzung für Routine

Unterschiedliches im Gleichen

Gleiches im Unterschiedlichen

Der eigene Körper



innen und außen

Die „Kleinsche Flasche“ hat nur eine Oberfläche; sie ist innen und außen zugleich.

**Immundefekt: äußeren Strukturen ausgeliefert
entzündete Schleimhäute: Barrieren im „Kriegsmodus“
schutzlos, sensibel, durchlässig**

Der eigene Körper

abgeschlossen

Ein Röntgenbild
meines Schä-
dels anlässlich
einer Nebenhöh-
lenvereiterung



Magenpförtnerverschluss:	keine Nahrung
Darmkrämpfe:	kein Stuhlgang
Nebenhöhlenvereiterungen:	kein Atem
Vorhautverengung:	kein Geschlechtsverkehr

Der eigene Körper

getarnt



im Winter
im Wald

**Die Umwelt wahrnehmen, die Umwelt aufnehmen,
mit ihr verschmelzen, in ihr sein, sie in sich tragen**



eine getarnte
Sepia

**ein Alien in Menschengestalt
mit der Umgebung verschmelzen
keine Abgrenzung – kein Ich**

Der eigene Körper

verschieden gleich

keine Pubertät, kein Erwachsenwerden:

kontinuierliches Älterwerden

fragmenthafte Erinnerungen

deterministisches Lebensgefühl



Differenz in der Konstanz: Passfotos 1972 bis 2015

Andere Menschen

innen und außen



Andere Menschen

abgeschlossen



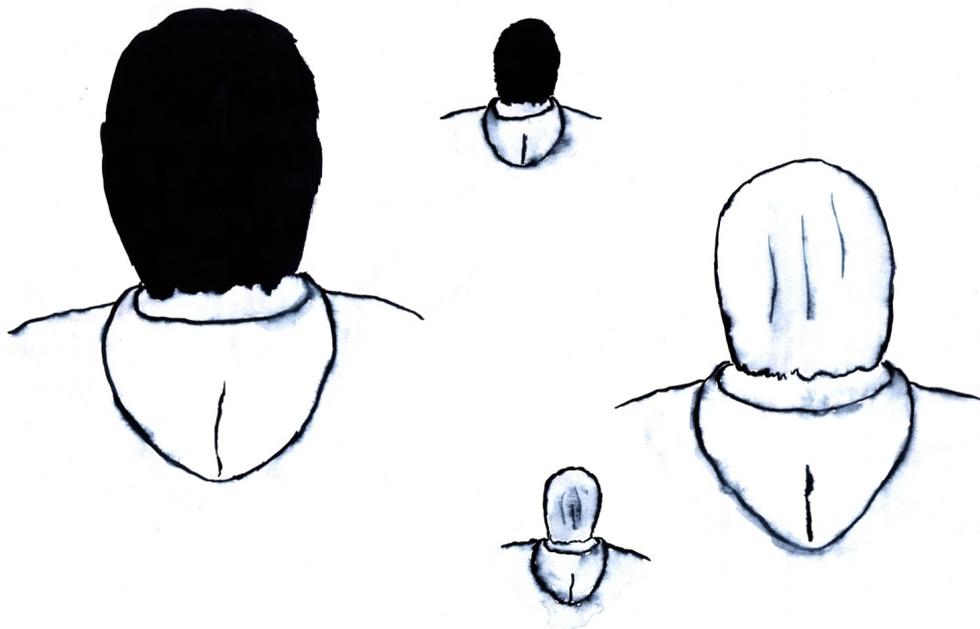
Andere Menschen

getarnt



Andere Menschen

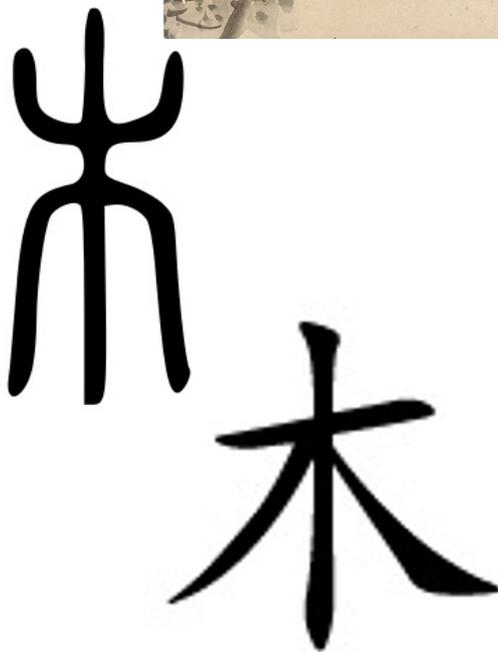
verschieden gleich



Zeichen & Formeln

innen und außen

Vom Foto über das gemalte Bild und konkrete Zeichen (Krone und Wurzel) zum abstrakten Zeichen und zu Buchstaben. Evolution zwischen zwei Perspektiven: Bild und Text



Äußerung
Entäußerung

„Baum“

Zeichen & Formeln

abgeschlossen

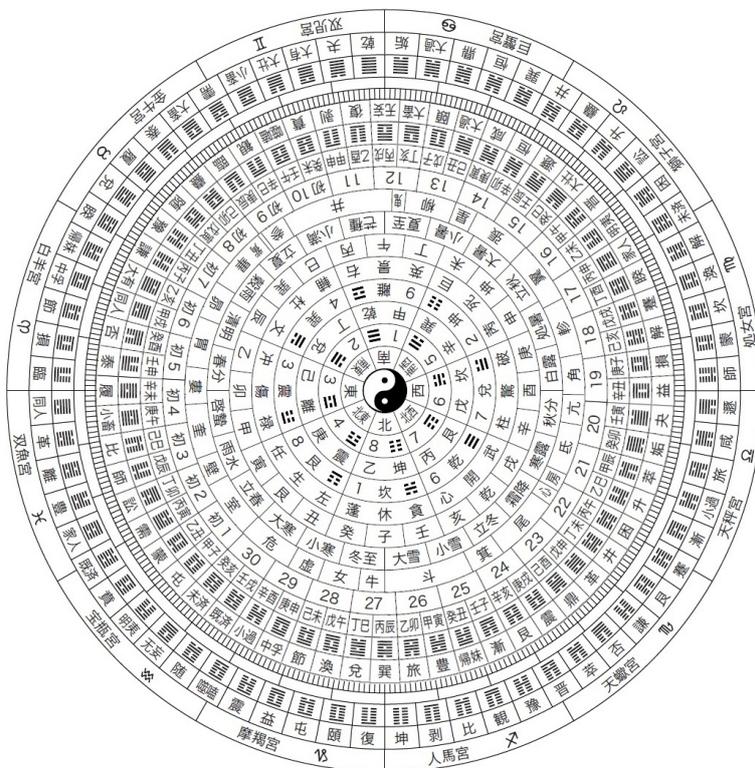
Formeln erzählen keine Geschichten

Die sogenannte „Eulersche Identität“ (rechts) bringt die wohl vier grundlegendsten Konstanten der Mathematik in einen Zusammenhang. Die Funktionentheorie, der sie entstammt, ist eine sehr in sich geschlossene mathematische Disziplin.

$$e^{i\pi} = -1$$

Ich bin nichts im Universum

Das Universum ist in mir

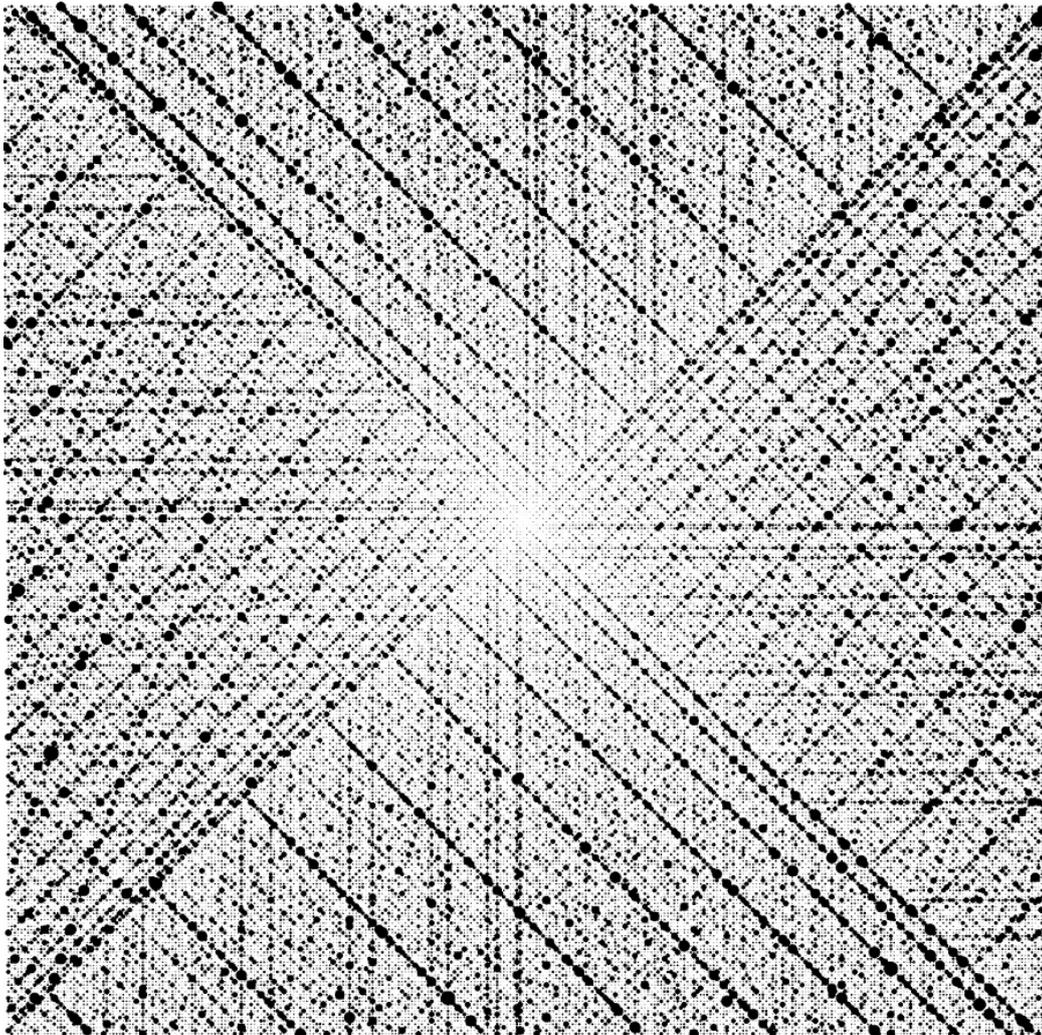


Das I Ging stellt die Welt in 64 Zeichen dar; die internen Beziehungen der Zeichen untereinander sind so komplex und variantenreich, dass es die gesamte Welt einschließen kann: das Universum in mir.

Zeichen & Formeln

getarnt

In der Ulam-Spirale werden die natürlichen Zahlen spiralförmig angeordnet und je nach Teilerzahl durch unterschiedlich dicke Punkte dargestellt.



**Wirklichkeit wird durch Sprache nicht erschlossen,
sondern verdeckt**

**Sie löst sich in Strukturen auf, wenn Wahrnehmung
und Sprache getrennt sind (bei Overloads)**

Zeichen & Formeln

verschieden gleich

A

ℵ

a

α

a

@

≠

Zur Struktur „meines“ Autismus

Innen und außen

innen = außen: offen

schutzlos: sensibel

selbst im anderen

sich äußern

abgeschlossen

Zuhause geschützt

Glasglocke

keine Geschichten: nicht leben

getarnt

Anpassung Wahrnehmung

unsichtbar auffallen

Alien

verschmelzen kein ich gleich sein

Strukturen

verschieden gleich

Gleiches im Unterschiedlichen

Konstanz: Determinismus

keine Erinnerung

innen = außen

offen = sensibel

abgeschlossen = geschützt

zuhause = nicht leben

getarnt = wahrgenommen

unsichtbar = angepasst

gleich = verschieden

Routine(n) = Kreativität

Eine Algebra der Namen

Ein Auszug aus einer einfachen Namensalgebra mit 26 sieben- oder sechsbuchstabigen männlichen und hierzulande gebräuchlichen Vornamen. Die entsprechenden Algebren im „wirklichen Leben“ sind wesentlich komplexer und schwieriger darzustellen.

```

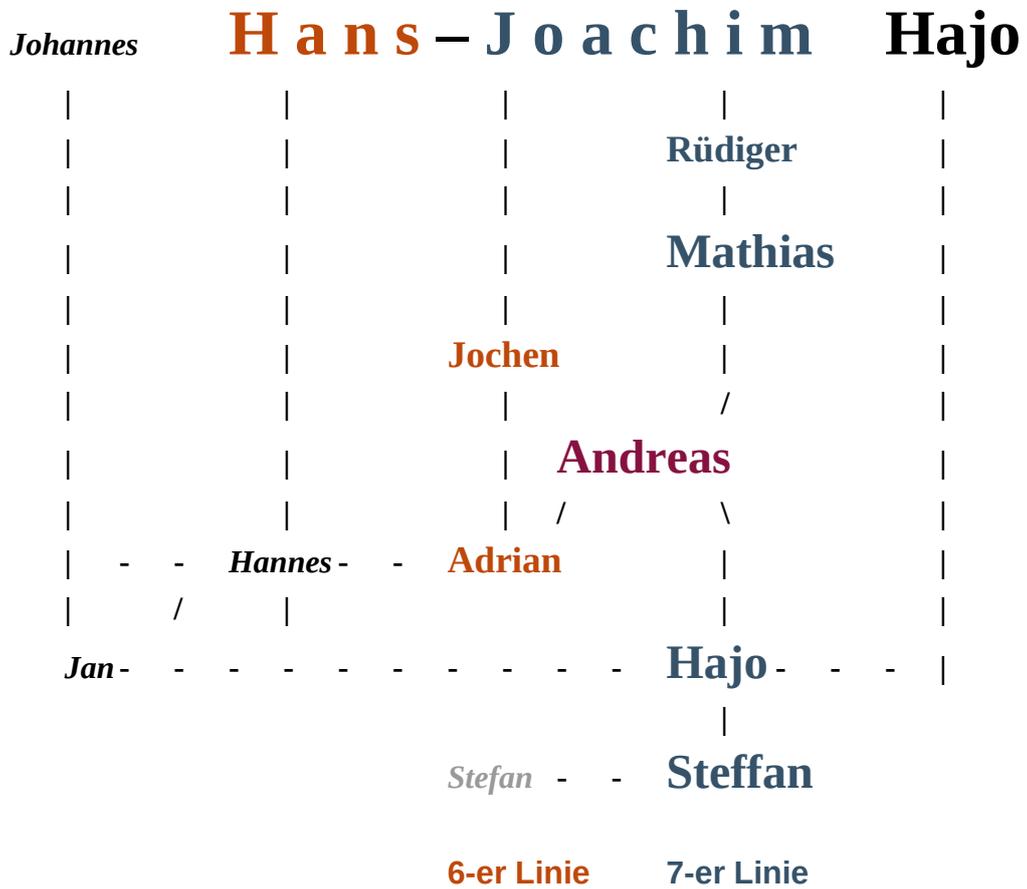
                                olivier
          steffan      nikolas  joachim  hendrik
        wieland      quentin  florian   patrick
      andreas      umberto  brandon   thorben
    emilian      yannick   zyprian   xanthos
  ingemar      claudio   vincent   dominik
mathias      gabriel           rüdiger  leander
      krispin           mathias
    olivier  krispin           rüdiger   dominik
  steffan      gabriel           vincent   xanthos
wieland      claudio   zyprian           thorben
andreas      yannick  brandon           patrick
  emilian      umberto  florian           hendrik
    ingemar  quentin  joachim   leander
                        nikolas
```

adrian
 dennis xander
 gerrit ulfert
 jochen rafael
 moritz oliver
 pascal lorenz
 stefan ingvar
 volker fabian
 yannik calvin
 berend zerhan
 enrico wilson
 hannes torben
 kilian quirin
 niklas

adrian berend
 dennis volker enrico wilson
 gerrit yannik stefan calvin hannes zerhan torben
 jochen pascal fabian xander kilian quirin
 moritz ingvar ulfert niklas
 pascal gerrit lorenz rafael quirin hannes
 stefan jochen dennis oliver torben kilian enrico
 volker adrian wilson berend
 yannik zerhan

adrian				adrian	
dennis	xander			dennis	xander
gerrit	ulfert			gerrit	ulfert
jochen	rafael			jochen	rafael
moritz	oliver			moritz	oliver
pascal	lorenz			pascal	lorenz
	stefan			stefan	ingvar
	ingvar				fabian
volker	fabian			volker	
yannik	calvin			calvin	yannik
berend	zerhan			zerhan	berend
enrico	wilson			wilson	enrico
hannes	torben			torben	hannes
kilian	quirin			quirin	kilian
	niklas				niklas
adrian				adrian	
dennis	xander			xander	dennis
gerrit	ulfert			ulfert	gerrit
jochen	rafael		quirin	rafael	jochen
	moritz	niklas	torben		moritz
pascal	oliver	kilian	wilson	pascal	oliver
stefan	lorenz	hannes	zerhan	stefan	lorenz
volker		ingvar	enrico	volker	ingvar
yannik	fabian	calvin	berend	yannik	fabian
berend	calvin	fabian	yannik	berend	calvin
	enrico	ingvar		volker	enrico
hannes	zerhan	lorenz	stefan	hannes	zerhan
kilian	wilson	oliver	pascal	kilian	wilson
niklas	torben		moritz	niklas	torben
	quirin	jochen	rafael		quirin
		gerrit	ulfert		
	quirin	dennis	xander		quirin
torben	niklas		adrian	torben	niklas
wilson	kilian	xander	dennis	wilson	kilian
zerhan	hannes	ulfert	gerrit	zerhan	hannes
	enrico	rafael	jochen		enrico
berend	calvin		moritz	calvin	berend
yannik	fabian			fabian	yannik
volker		ingvar		ingvar	volker
stefan	lorenz			lorenz	stefan
pascal	oliver			oliver	pascal
	moritz				moritz

Eigen – Namen – Topologie





Bilder und Fotos

Kleiderordnung (biographisch)

sämtliche Bilder: Hajo Seng

außer S. 144 und S. 145 oben: NDR, "DAS", 2011

Zwillinge

sämtliche Bilder und Bildbearbeitungen: Hajo Seng

Kleiderordnung (thematisch)

sämtliche Bilder: Hajo Seng, 2017

außer S. 165: 2016

Über die Struktur meines Autismus

Bilder ohne weitere Angabe: Hajo Seng

S. 207 an der schwedischen Ostseeküste, 2005

S. 208 Kapuzenpullover: 2008

Antikörper: Julian Voss-Andrae, „Angel of the West (Antibody)“, 2005

S. 208 Aquarell: Hajo Seng, aus „Tomaten gehören nicht auf die Augen“, 2012

Formel: Wikipedia

S. 209 in Berlin, 2009

S. 210 auf der Fehmarnbelt-Fähre, 2012

S. 212 am Hamburger Planetarium, aus der Sendung „DAS“, 2011

S. 213 Tarnhosen, 2017

S. 214 Wikipedia (Maksim), „Acme klein bottle“; Flasche von Clifford Stoll

S. 215 Röntgenaufnahme, 2004

S. 216 Schneelandschaft: in Süddeutschland, 2004

Sepia: Wikipedia (Thomas Schoch), „Tarnung einer Sepia, Korfu, Griechenland“, 2016

S. 217 Passfotos, 2015

S. 218ff Tuschbilder aus „Tomaten gehören nicht auf die Augen“, 2012

S. 222 Bonsai: Wikipedia (Sage Ross), „Malus toringo, National Bonsai & Penjing Museum at the United States National Arboretum“

Tuschbild: Chikugai (Nagayama Kôchoku), „Baum im Regen“, ca. 1860

Formeln: Wikimedia

S. 223 Luo Pan: „I Ching & Sabian Symbols“, 2010

S. 224 Ulam-Spirale: Wikipedia

Eine Algebra der Namen

S. 233 Spiegelbild an der Elbe in Hamburg, 2011

